

Kapitel 1: Einleitung

Subjektkonstitution und die Annahme der Geschlechtlichkeit

1.1 Eröffnende Fragestellung

Die Frage, was den Menschen als symbolisches Wesen ausmacht und welche Rolle die Geschlechtlichkeit für seine Subjektwerdung spielt, bewegt die abendländische Philosophie seit ihren antiken Anfängen.¹ Im Gegensatz zu biologistischen, essentialistischen oder metaphysischen Begründungen sind sich die gegenwärtige *philosophische Geschlechterforschung* sowie die *Theorie der Psychoanalyse* darüber einig, dass Subjektwerdung einen vielschichtigen Prozess darstellt, für den die Vergeschlechtlichung eine wichtige Rolle spielt. Letztere beruht auf einer *psychischen Annahme* und *Aneignung*,² bei der es sowohl

- 1 Man denke hierfür an Platons Eros-Philosophie im *Symposion* mit ihrem Ideal, die sexuelle Begierde sublimierend in die Liebe zum Wahren, Schönen und Guten zu verwandeln, was dem geliebten Freund, Alkibiades, ermöglichen soll, die Wahrheit des eigenen Begehrens zu erkennen; dieser Ansatz, der mit dem Aufkommen des christlichen Mittelalters verschüttet zu werden drohte, konnte erst wieder mit Freuds Psychoanalyse moderne Entsprechung finden; vgl.: Platon: *Symposion*. Übersetzung: Friedrich Schleiermacher, in: *Sämtliche Werke*. Band 2. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 37–101; sowie in Bezug auf Freud: Pechriggl, Alice (2009): *Eros*. Facultas Verlag, Wien, S. 10–14. Weiters soll auf Platons Schüler, Aristoteles, verwiesen werden, der mit seiner metaphysischen Deutung der zweigeschlechtlichen Befähigung des Menschen zur Fortpflanzung im Rahmen einer vierfachen Ursachenlogik einen wiederum anderen Diskurs als Platon über die Sexualität des Menschen mit nachhaltigem Einfluss auf die Philosophiegeschichte entwickeln sollte; vgl. Pechriggl, Alice (2006): *Chiasmen*. Antike Philosophie von Platon zu Sappho – von Sappho zu uns. transcript, Bielefeld, S. 115–126.
- 2 Im Bereich der philosophischen Geschlechterforschung verwendet z.B. Judith Butler 1993 den Begriff »assumption of sex«, der ins Deutsche mit »Annahme des Geschlechts« übersetzt wurde. Jacques Lacan führte diesen Begriff 1958 für den Bereich der Psychoanalyse als »assomption par l'homme (*Mensch*) de son sexe« ein, den man ins Deutsche mit einer dem Menschen eigenen *Geschlechtsannahme* und/oder *Geschlechtsaneignung* übersetzen kann. Vgl. Butler, Judith (1993): »Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts«, in: dies. (1993): *Körper von Gewicht*. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Übersetzung: Karin Wördemann. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1997, S. 135–170; Lacan, Jacques (1966): »La signification du phallus. Die Bedeutung des Phallus.« (Vortrag 1958), in: ders. (1966): *Écrits*. Seuil, Paris, S. 685–695, hier S. 685.

zu einer *Identifizierung* mit dem geschlechtlichen Körper im Sinne einer Sexuierung zu Mann oder Frau als auch zur Herausbildung einer *eigenen Begehrensform* wie Homo-, Hetero- oder Bisexualität kommen kann. Wie im Falle von Transgender, Transsexualität und Intergeschlechtlichkeit besonders deutlich wird, kann sich dieser Prozess sowohl an männlichen als auch weiblichen Merkmalen und Geschlechteridealen orientieren, was auf die große Bedeutung der entsprechenden Interaktionen zwischen Kind und frühen Anderen sowie auf den Einfluss von Normen in der Gesellschaft hinweist.

Beide Disziplinen unterscheiden sich damit wesentlich von jenen Wissenstraditionen, die von einer fortpflanzungsgeleiteten und verhaltensbestimmten Sexualität des Menschen ausgehen – oder in Analogie dazu von einem zeitlosen Geschlechterwesen, das sich in verschiedenartigen Geschlechtscharakteren des Subjekts ausdrücken würde; für letztes denke man im Kontext des aufkommenden bürgerlichen Zeitalters beispielsweise an Georg Wilhelm Friedrich Hegels metaphysische Begründung der Geschlechter, denn Hegel knüpfte diese an einen zeitlos zu verstehenden *sittlichen Geist*, der sich in Männlichkeit und Weiblichkeit im Sinne ungleicher sozialer und intellektueller Befähigungen niederschlagen würde und der nur den Mann zu voller Transzendenz und selbstbewusstem Tätigsein für Staat und Allgemeinheit befähigen würde.³

Trotz der Gemeinsamkeit, die damit die philosophische Geschlechterforschung mit der Psychoanalyse verbindet, gibt es dennoch auch erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Disziplinen: Berücksichtigt man hierfür nur die letzten drei Jahrzehnte, so wurde Geschlechtlichkeit im Rahmen der *philosophischen Geschlechterforschung* vorrangig unter einem *diskursiven Blickwinkel* erforscht. Unter diesem Schwerpunkt konnte Geschlecht vor allem als eine semantisch relationale sowie performativ erzeugte Größe ergründet werden, die als ein Ausdruck von gesellschaftlichen Machtbeziehungen sichtbar wurde. Männlichkeit und Weiblichkeit wurden dabei als *soziale Konstruktionen* betrachtet, insofern sie über den Bezug auf die in einer Gesellschaft vorherrschenden *Geschlechterideale* kollektiv phantasmatisch hergestellt werden. Diese Ideale richten sich in der abendländisch-patriarchalen Kultur einerseits auf die Männlichkeit im Sinne einer biologisch, sozial und/oder intellektuell beanspruchten Priorität über das Weibliche⁴ – sowie andererseits auf den zu geltenden Vorrang einer heterosexuellen

-
- 3 Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807): *Phänomenologie des Geistes*. (= Werke 3 der neu edierten Ausgabe auf der Grundlage der Werke von 1832–1845). Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1986, hier insbesondere der Abschnitt (BB), VI. zum Geist in der sittlichen Welt von Mann und Frau, S. 327–341. Vgl. dazu meinen Beitrag (2008): »Geschlecht und das Erbe Hegels: Eine Bedeutungsverschiebung mit Derrida und Adorno«, in: Laquière-Waniek, Eva und Vogt, Erik (Hg.): *Derrida und Adorno. Zur Aktualität von Dekonstruktion und Frankfurter Schule*. Turia + Kant, Wien 2008, S. 126–166.
- 4 Simone de Beauvoir hat dies bereits 1949 für den Bereich der Philosophiegeschichte sichtbar machen gewusst. Ihre bekannt gewordene These – wonach man nicht als Frau zur Welt komme, sondern zu dieser werde (»On ne naît pas femme: on le devient«) – fasst ihre Auslegung von Jacques Lacans *Spiegelstadium* (»stade du miroir«) und *Kastrationskomplex* in Hinblick auf die Entwicklung des Mädchens zusammen; vgl. Beauvoir, Simone de (1949): *Le Deuxième Sexe*. Tome 2: *L'expérience vécue*. Gallimard, Paris 1976, S. 15 und 16f., FN 2; in der deutschen Übersetzung durch Eva Rechel-Mertens und Fritz Montfort: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg 1984, S. 265 und 266, FN 1, sowie S. 691.

Zweigeschlechtlichkeit gegenüber anderen Formen des Geschlechtlichen.⁵ Besonders Judith Butler machte ab 1990 im Kontext der Gender Studies darauf aufmerksam,⁶ dass jene sexuellen Formen, die diesen Idealen nicht entsprechen, als Abweichungen von der Norm aufgefasst werden und oftmals Entwertung, Diskriminierung oder sozialen Ausschluss für die Betroffenen nach sich ziehen.

In diesen Zusammenhang kann weiters auf die Entwicklung einer *intersektionalen Analyse* verwiesen werden, durch die *Geschlechtsidentität* in Verknüpfung mit weiteren identitätsbildenden Signifikanten gesellschaftlicher Macht relational bestimmbar wurde, wozu z.B. die Kriterien der sexuellen Orientierung, der klassenspezifischen Herkunft sowie der Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen, religiösen, altersspezifischen oder regionalen Gruppe herangezogen werden.⁷

Trotz dieser methodischen Fortschritte, Geschlecht als eine soziale und diskursive Größe in verschiedenen kulturellen, historischen oder politischen Kontexten analysieren zu können, sollte dabei die Frage, was ein Subjekt dazu führt oder davon abhält, sich mit den in einer Gesellschaft zirkulierenden geschlechtsspezifischen Idealvorstellungen sowie überhaupt mit bestimmten Normen der symbolischen Ordnung zu *identifizieren*, weitgehend offen bleiben: Bestünde der Prozess der Annahme oder Aneignung des Geschlechtlichen nämlich zur Gänze aus der diskursiven Einschreibung von gesellschaftlichen Idealvorstellungen in das Vor- oder Unbewusste des Subjekts – wovon diskurstheoretische Ansätze in der Nachfolge zu Michel Foucault in der Regel ausgehen –,⁸ so ist klärungsbedürftig, warum der Prozess der Sexuierung des Individuums dennoch vielgestaltig und oftmals im Widerspruch zu den jeweils vorherrschenden gesellschaftlichen Idealen ausfällt.

Die Frage, was es dem Subjekt letztlich aber ermöglicht, nicht restlos in den hegemonialen Anrufungen von Gesellschaft und Epoche aufzugehen, stellt damit eine *Herausforderung* dar, die *Entstehung des Subjekts* in der *Vielgestaltigkeit seiner geschlechtlichen Identität* sowie *seiner sexuellen Genießens- und Begehrensformen* denken zu können; oder um es noch

-
- 5 Vgl. ab den 1960er-Jahren hierfür insbesondere die theoretischen und literarischen Beiträge von Monique Wittig wie z.B.: (1973) *Le Corps lesbien*. Les Éditions de Minuit, Paris 2015; *La Pensée straight*. Éditions Amsterdam, 2007.
 - 6 Vgl. Butler, Judith (1990): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. Routledge, New York; in der deutschen Übersetzung durch Katharina Menke: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1991.
 - 7 So lenkte z.B. Joan W. Scott 1986 die Aufmerksamkeit auf die relationale Struktur des Geschlechterbegriffs, um eine entsprechende Weiterentwicklung der Beschreibung von Geschlechtsidentität (im Sinne von *Gender*) hin zu einer *analytischen Kategorie* vorzuschlagen: Dafür sollte einerseits das Verhältnis zwischen »weiblichen« und »männlichen« Proponenten oder Sinnzusammenhängen beforcht werden sowie andererseits die jeweiligen Überlappungen und Gegenüberstellungen der Geschlechtsidentität mit anderen wichtigen gesellschaftlichen und identitätsbildenden Zugehörigkeiten erfasst werden, wie sie im anglo-amerikanischen Raum zuerst anhand der Kriterien von »sex, class and race« vorgenommen werden sollten; vgl. Scott, Joan W. (1986): »Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse«, in: Kaiser, Nancy (Hg.): *Selbst Bewußt. Frauen in den USA*. Reclam, Leipzig 1994, S. 27–75.
 - 8 Vgl. Foucault, Michel (1975): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Übersetzung: Walter Seitter. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1977, S. 25–41.

genauer als Forschungsfrage zu formulieren: *Wie kann die Konstitution des Subjekts in Hinblick auf Sexuelles, Sprache und Kultur gedacht werden, angesichts des Umstandes, dass das geschlechtliche Subjekt nicht restlos in den Geschlechternormen einer Gesellschaft aufgeht?*

Zur Klärung dieser Fragestellung soll die Psychoanalyse herangezogen werden, da es seit ihren Anfängen wiederum zu ihren Errungenschaften zählt, *Vergeschlechtlichung* als einen *unbewussten* und *multifaktoriellen* Prozess der Subjektconstitution sichtbar zu machen. So zeigte schon Sigmund Freud verschiedene mögliche *geschlechtliche Identifizierungen* des Kindes auf und setzte diese mit der Begegnung des Infans mit den frühen Anderen, den Zeichen der Sprache und der kulturellen Anforderung des Inzesttabus in Beziehung; denn erst dieses Tabu, das den Verzicht des Kindes, die elterlichen Bezugspersonen sexuell zu genießen, einfordert, setzt – durch den damit implizierten Verlust – quasi kompensierend den Prozess der Identifizierung mit ihnen in Gang, wobei es als Grundlage von Kultur und der sich dadurch ermöglichenden gesellschaftlichen Ordnungen, in die das Kind hineingeboren wird, zu betrachten ist. Besonders die Weiterentwicklung dieses Freud'schen Erbes durch Jacques Lacan anhand seiner Thesen zu Subjekt, Symbol und Diskurs, die er für eine strukturelle Bestimmung des *sexuellen Genießens* (»jouissance«), der *Sublimierung* (»sublimation«) und des *geschlechtlichen Begehrens* (»désir«) auf *realer, symbolischer und imaginärer Ebene* nützte, halten ein differenziertes Begriffsinstrumentarium bereit, um diesen Prozess vielschichtig bestimmen zu können. Damit steht am Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung der Wunsch, den *Prozess der Geschlechtsannahme bzw. -aneignung* (»assomption du sexe«) an der Schnittstelle von Psyche und Sozietät durch ein philosophisch-psychoanalytisches Vorgehen zu erfassen und hierdurch erhellend zum Verhältnis von *Subjektwerdung* und deren *Resthaftigkeit* im Sinne des ihr Widerstrebenden beitragen zu können.

1.2 Anknüpfungen zur Entwicklung der Themenstellung

Im Folgenden soll an Auseinandersetzungen in der Literatur angeknüpft werden, deren Diskussion sich als aufschlussreich für die Entwicklung der Thematik im Sinne richtungsweisender Fragestellungen erweisen können: Dies betrifft zuerst Judith Butlers Auseinandersetzung mit Sigmund Freuds Konzept der *melancholischen Einverleibung* und *Identifizierung* (vgl. *Abschnitt 1.2.1*), bei der es zu einer Verbindung der sozial und diskursiv aufgefassten »Geschlechtsidentität« mit dem unbewusst verlaufenden Prozess der »geschlechtlichen Identifizierung« kommt. Dabei steht im Zentrum der Aufmerksamkeit die Frage, inwiefern die von Freud beschriebenen Verinnerlichungsvorgänge des Prä/Subjekts mit den Anderen und den Normen der Gesellschaft zur Bildung von Geschlechtsidentität beitragen.

Dies führt zu der weiteren Frage, wie das *Verhältnis des Kindes zu den frühen Anderen* aufzufassen ist, auf dass aus ihm geschlechtliche Identifizierungen sowie verschiedene Begehrensformen hervorgehen können, wofür konzeptuelle Überlegungen von Julia Kristeva, Bracha L. Ettinger und Freud (vgl. *Abschnitt 1.2.2*), die allesamt um die Mutter (bzw. mütterliche Bezugspersonen) kreisen, herangezogen werden sollen: Wie kann diese ›Vorzeit‹ des Subjekts aufgefasst werden? Welche Funktion kommt darin der Mutter bzw. den frühen Anderen zu? Und soll dieser Raum als weiblich aufgefasst werden?

Um diese Fragestellungen weiterentwickelnd einer Klärung zuführen zu können, soll im *dritten Abschnitt* (1.2.3) Jacques Lacans *strukturelle Theorie der Sexuierung und Subjektformation* genützt werden: Besonders seine Bestimmung des bzw. der frühen Anderen durch den Begriff des *Dings* (»la chose«) sowie seine *Theorie des Partialobjektes* im Sinne des *Objekts klein a* (»objet petit a«) sollen in der *Einleitung* in den wichtigsten Punkten vorab schon vorgestellt werden, um deren Gewinn für die Fragen zur *Konstitution des geschlechtlichen Subjekts* sowie zum libidinösen und auch symbolischen *Objektbezug* im Sinne einer Dialektik mit den Anderen und den gesellschaftlichen Normen erkennbar machen zu können. Darüber hinaus bietet Lacans begriffliche Unterscheidung zwischen den verschiedenen Formen des *Genießens* (»jouissance«) und der *Einverleibung* (»introjection«), der *Identifizierung* (»identification«), der *Sublimierung* (»sublimation«) sowie des *Begehrens* (»désir«) im Kontext seiner *drei Ordnungen* (»trois registres«) einen epistemologischen Rahmen, der gewinnbringend für die Untersuchung der Themenstellungen genützt werden soll.

1.2.1 Geschlechtsidentität und geschlechtliche Identifizierung

Eine besonders interessante Auseinandersetzung der philosophischen Geschlechterforschung mit der Psychoanalyse stellt in den letzten drei Jahrzehnten zweifelsohne Judith Butlers Auseinandersetzung mit Freuds Theorie der unbewussten Identifizierung dar, die Butler für ein zeitgerechtes Denken des geschlechtlichen Subjekts fruchtbar machen will. So beginnt Butler ab 1990 mit Freud darzulegen,⁹ dass *geschlechtliche Identität* nicht unwillkürlich der Anatomie oder der biologischen Entwicklung des Körpers folgt, sondern vom Subjekt anhand von bestimmten *Verinnerlichungsprozessen* hergestellt wird.

Hierfür bezieht sich Butler grundlegend auf Freuds Aufsatz »Trauer und Melancholie« von 1916,¹⁰ worin sich dieser – ausgehend von den Ähnlichkeiten und Unterschieden beider Phänomene – psychischen Verinnerlichungsvorgängen zuwendet.¹¹ Wie Freud beobachtete, ist es der Trauer und der Melancholie gemein, eine Reaktion auf den Verlust eines geliebten Menschen oder auch von etwas Ideellem zu sein, bei der die betroffene Person das Interesse von der Außenwelt abzieht. Im Unterschied zur Trauer, wo der Verlust schmerzvoll bewusst ist, bleibe dieser in der Melancholie jedoch unbewusst. Bei

9 Butler wendet sich Freuds Thesen zu *Trauer und Melancholie* erstmals 1990 im 3. Abschnitt des 2. Kapitels ihres Buches *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity* zu. 1993 beschäftigt sie sich damit nochmals im nachfolgenden Buch *Bodies that matter. On the Discursive Limits of Sex* (Routledge, New York u.a.), und zwar in der Einleitung sowie am Ende des 3. Kapitels, um sich zwei Jahre später damit noch ausführlicher auseinanderzusetzen: Diese dritte Auseinandersetzung – zunächst publiziert im Aufsatz (1995) »Melancholy Gender – Refused Identification«, in: *Psychoanalytic Dialogues*, 5 (2) 1995, S. 165–180 – findet schließlich unter gleichem Titel als 5. Kapitel Eingang in ihr Buch: (1997): *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection* (Stanford University, New York). Meine Zitationen beziehen sich im Folgenden auf die Übersetzungen der genannten Publikationen ins Deutsche.

10 Vgl. Freud, Sigmund (1916): »Trauer und Melancholie«, in: ders.: (1999): *Gesammelte Schriften*, Band X (1913–1917). Fischer, Frankfurt a.M., S. 428–446.

11 Ebd.

der Melancholie sei zudem die Tendenz zu Selbstkritik und Herabwürdigung der eigenen Person zu beobachten, was eine Ich-Verarmung bewirke, die bis zum Selbstmord führen könne und die im Fall der Trauer fehle.

Freud ging deshalb davon aus, dass Trauer und Melancholie zwei *verschiedene Möglichkeiten* darstellen, mit dem *Verlust eines Liebesobjekts* umzugehen. Während man sich in der Trauer des verlorenen Anderen idealisierend immer wieder erinnert, um dabei Stück für Stück die libidinöse Besetzung aufzugeben und sich dadurch vom Objekt letztlich lösen zu können, nehmen *melancholische Einverleibung* und *Identifizierung* einen anderen Verlauf: Statt der Trauerarbeit kommt es hier zur *Verinnerlichung des Objekts*, mittels denen man zwar den Schmerz um seinen Verlust umgeht, dafür aber eine Ichveränderung in Kauf nehmen muss:

So wird bei der *Einverleibung* der verlorene Andere – d.h. exakt, Teile von ihm – psychisch verinnerlicht, wobei die betroffene Person sich zum Austragungsort der Liebe und des Hasses des Liebesobjekts, das sie verlassen oder vielleicht auch nur enttäuscht hat, macht. Damit trägt sie den entsprechenden Ambivalenzkonflikt gegen dieses Liebesobjekt an sich selbst aus, mit dem Gewinn, die Liebe und die Idealisierung dieses Objekts nicht aufgeben zu müssen. Auch bei der *Identifizierung* kommt es nach Freud zur Verinnerlichung, wobei man sich hier allerdings mittels *bestimmter Züge* des Anderen dem zu verlierenden geliebten Objekt ähnlich zu machen sucht, um sich dadurch dem eigenen Ich gleichsam selbst als ein tröstender Liebesersatz anbieten zu können, in der Hoffnung, dass dadurch der Verlustschmerz leichter zu ertragen wäre.

Wie Butler nun darauf hinweist, relativierte Freud den in »Trauer und Melancholie« streng gezogenen Gegensatz von *normaler Trauer* und *pathogener Melancholie* jedoch wieder 1923 in dem Aufsatz »Das Ich und das Es«,¹² indem er dort auf die Relevanz der melancholischen Verinnerlichung auch für Prozesse, die das Subjekt und seine Konstitution allgemein betreffen, aufmerksam machte. Der Vorgang, ein verlorenes Objekt im Ich wiederaufzurichten, kennzeichne nämlich nicht nur die pathogene Melancholie, sondern komme viel häufiger vor als bislang angenommen. Dementsprechend gelangte Freud damals zu der Vermutung, dass die Identifizierung überhaupt die Bedingung sei, unter der das Es seine Objekte wieder aufgeben könne.¹³

Freud erläuterte dies zum ersten anhand der *Bildung des Charakters*, der großteils aus einst hergestellten und wieder aufgegebenen Objektbezügen bestehe, woraus man folgern kann, dass unsere Persönlichkeit gleichsam collagenhaft aus den *Resten* aufgegebenen und verinnerlichter Liebesbeziehungen zu Anderen besteht; zum zweiten ist davon die *Sexuierung* des Subjekts betroffen, insofern auch sie nach Freud in hohem Maße auf der Basis von Verinnerlichungsvorgängen von statten geht. Sobald das Kind unter dem Druck des von der Kultur herkommenden Inzesttabus dazu genötigt wird, auf das sexuelle Genießen mit den frühen Anderen zu verzichten, beginne es nämlich, diese – ähnlich wie in der Melancholie – zu verinnerlichen, sodass die Aufrichtung der Liebesobjekte im unbewussten Ich seine Vergeschlechtlichung bewirke: Indem das Kind sich dabei sowohl

12 Vgl. Freud, Sigmund (1923): »Das Ich und das Es«, in: ders. (1999): *Gesammelte Schriften*, Band XIII (1920–1924). Fischer, Frankfurt a.M., S. 235–289, davon insbesondere Kapitel 3, S. 256–267.

13 Vgl. a.a.O., besonders S. 297.

mit bestimmten Zügen der nunmehr inzestuös verbotenen Liebesobjekte zu identifizieren beginnt und/oder diese zum Vorbild für die hinkünftigen Objekte seines Begehrens macht, gewinnt es also eine eigene Geschlechtsidentität sowie ein eigenes Begehren, wodurch seine Subjektwerdung wesentlich in Gang gesetzt wird.

Nach Freuds *Theorie des Ödipuskomplexes* stehen hierbei Mädchen und Knaben beide Elternteile für die entsprechende unbewusste ›Wahl‹ offen, wobei man im Falle einer gleichgeschlechtlichen Objektwahl von *Homosexualität*, im Falle einer andersgeschlechtlichen Objektwahl von *Heterosexualität* spricht. Erste bezeichnet Freud in Hinblick auf die gesellschaftliche Geltung seiner Zeit als einen »negativen«, zweite als einen »positiven« Verlauf des Ödipuskomplexes,¹⁴ wobei es in der Regel jedoch zu einem »vollständigen Ödipuskomplex«, der beide Verlaufsformen aufweise, komme. Denn wie Freud betont, finden im Unbewussten stets *homo- und heterosexuelle Objektwahlen* statt, wobei später zu meist eine davon *manifest*, die andere *latent* gelebt wird, was Freud *konstitutionelle Bisexualität* nennt, die er wiederum von jener Bisexualität unterscheidet, bei der es in gleicher Dominanz zu manifesten homo- und heterosexuellen Objektbezügen kommt. Zugleich führt dieser Prozess nach Freud zu einer *Identifizierung* mit dem *Verbot*, was zur Bildung eines »*Ichideals*« als Bestandteil des Überich beiträgt, das den von früher Kindheit an bestehenden Wunsch, den frühen Anderen genießend anzuhängen, von da an inzestuös färbt.¹⁵

Auf diese Argumentation Freuds stützt sich schließlich Butler 1990 in ihrem Buch *Das Unbehagen der Geschlechter*, um die Attribute der Geschlechtsidentität als Wirkung von Verinnerlichungsprozessen mit den elterlichen Bezugspersonen erkennbar zu machen.¹⁶ Dennoch kritisiert sie dabei auch Freud, insofern sie gleichfalls meint, dass dieser es verabsäumt habe zu erkennen, dass dem Inzesttabu – das die verschiedenen Vergeschlechtlichungen des Subjekts als gesellschaftliche Intervention normativ erwirkt – implizit ein Homosexualitätsverbot unterliegen würde.¹⁷ Denn dieses Tabu – so Butlers Argumentation – führe gemäß des herrschenden Prinzips kultureller »Zwangsheterosexualität« das Kind dazu, seine erste homosexuelle Liebe – für Mädchen die Mutter, für Knaben der Vater – im Sinne einer *melancholischen Einverleibung* zu verwerfen, wobei diese *Verwerfung* genau jenen Akt darstelle, durch den Mädchen und Knaben ihre jeweils weiblich oder aber männlich *heterosexuelle Geschlechtsidentität* im Sinne von »gender« erlangen würden. Im Vergleich dazu erscheinen Butler die *homosexuellen Objektwahlen* dem *Trauvorgang* nach Freud um vieles näher zu stehen, da man mit ihnen den kulturell erwirkten Verzicht auf das erste homosexuelle Liebesobjekt zu betrauern und durch ein gleichgeschlechtliches Objekt wieder zu ersetzen suche.

14 Auch wenn sich Freud bei dieser Begriffswahl ausdrücklich auf die *gesellschaftliche Geltung seiner Zeit* bezieht, muss sie dennoch als unglücklich eingeschätzt werden, da Homo- und Heterosexualität in der Folge davon unwillkürlich wertend mit dem Gegensatz ›negativ‹ oder ›positiv‹ assoziiert werden könnten; ich werde auf diesen Punkt im *Abschnitt 2.1.3* noch zurückkommen.

15 Vgl. a.a.O., insbesondere Kapitel 3, S. 256–267. Zum »Ichideal« bei Freud, der begrifflich noch nicht streng (so wie Lacan später) zwischen einem narzisstischen *Ideal-Ich* und einem verbietenden *Ich-Ideal* unterscheidet, siehe: Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand (1967): *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Übersetzung: Emma Moersch. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1973, S. 217f.

16 Vgl. Butler 1991/1990, *Das Unbehagen der Geschlechter*, S. 98.

17 Vgl. a.a.O., S. 100–104.

Wie gewinnbringend Butlers methodisches Anknüpfen und Wiedererinnern an Freuds Thesen zur Vergeschlechtlichung des Subjekts in Hinblick auf die melancholische Verinnerlichung der frühen Anderen für die Geschlechterforschung und Psychoanalyse auch einzuschätzen sind, werden dabei dennoch wichtige Aspekte bei Freud, die nicht die melancholische Identifizierung betreffen, übersehen oder aber missverständlich gedeutet, was von mir im *Kapitel 2* (vgl. die *Abschnitte 2.1.3* und *2.1.4*) detailliert anhand einer Relektüre von Freuds Grundlagen aufgezeigt werden soll. Hier – an einleitender Stelle – sollen deshalb vorab nur in knapper Form entscheidende Argumente, die gegen diese Freudauslegung Butlers sprechen, angesprochen werden, da sie die weitere Entwicklung der Fragestellung und damit den thematischen Verlauf der Studie wesentlich prägen:

So findet man bei Freud 1923 bezüglich der sexuellen Orientierung von Mädchen und Knaben neben den Aspekten der melancholischen Verinnerlichungsvorgänge noch wichtige andere Hinweise, die erstaunlicher Weise *nicht* auf *Identifizierungen* im Sinne der *Ersetzung eines verlorenen Liebesobjekts* beruhen, sondern die sich auf das *Begehren nach diesem Objekt* beziehen.¹⁸ Zudem muss davor gewarnt werden, Homosexualität – wie es Butlers Auslegung von Freuds Modell der manifesten und latenten Identifizierungen vorschlägt – strukturell mit der Abwehrform der *Verwerfung* (englisch »forclosure«, französisch »forclusion«), die nach Lacan die Psychose dominiert, zu verknüpfen. Denn bei Freuds Unterscheidung zwischen *manifesten* und *latenten Wünschen* im Rahmen des Ödipuskomplexes handelt es sich – wie dargelegt werden soll – um eine *Figur der Verbindung* von zwei verschiedenen geschlechtlichen Liebesobjekten im Unbewussten, wovon das eine zumeist stärker als das andere begehrt wird. Dabei kann zwar das Begehren nach einem dieser Objekte (oder auch nach beiden) – wenn z.B. als bedrohlich erlebt – *verdrängt* (wie vor allem in der Neurose), *verleugnet* (wie vor allem in der Perversion) oder *verworfen* (wie vor allem in der Psychose) werden, was somit nicht bedeutet, dass dieser Vorgang notwendigerweise nur mit der *Verwerfung* verbunden wäre.

Geschlechtliche Identität im Sinne Freuds scheint sich viel eher dem unbewussten Verwobensein von Liebeswünschen nach verschiedenen geschlechtlichen Objekten zu verdanken, was auch dafür spricht, dass es in der Subjektconstitution zur libidinösen Besetzung beider Geschlechter kommt, wobei sich dann allerdings vorwiegend eine *dominante*, d.h. *manifeste Form* herauszuschälen beginnt, die andere hingegen *latent* vorhanden bleibt, sodass das Subjekt in Bezug auf sein sexuelles Begehren letztendlich als *resthaft* strukturiert einzuschätzen ist.

Nicht zuletzt kann man Butlers Freudkritik – wonach es sich beim Inzesttabu um ein verstecktes Homosexualitätsverbot handle – auch noch mittels Lacans Unterscheidung zwischen dem *Symbolischen* und *Imaginären* in Frage stellen, da diese es erlaubt, zwischen den hier zur Wirkung kommenden *symbolischen* oder aber *imaginären Normen* zu differenzieren:

So kann man zu bedenken geben, dass das Inzesttabu im Namen der Kultur zum Wohl und Schutz des Kindes dazu auffordert, auf das sexuelle Genießen mit den frühen

18 Freud spricht hier hauptsächlich von einem *sexuellen »Wunsch«*, der unbewusst bleibt, und erst Lacan sollte in diesen Kontext schließlich verbindlich den Begriff des »Begehrens« (»désir«) einführen.

Anderen zu verzichten. Damit ist die Einführung eines *Mangels* (»manque«) in der Psyche verbunden, nicht ›alles‹ für den Anderen sein und selbst auch nicht ›alles‹ haben zu können, was nach Lacan der Struktur der *Kastration* entspricht und das Inzesttabu zu einer *symbolischen Norm* macht – ja, zur ›symbolischen Norm schlechthin‹ – wie man sagen könnte; denn Lacan fasst dieses Tabu im Sinne eines *kulturermöglichenden ›Gesetzes‹* (»la loi«) auf, insofern es die Grundlage für ethische Gebote – und somit auch die Voraussetzung für die Entwicklung von bestimmten symbolischen Ordnungen mit diversen Rechtsvorstellungen – bildet.¹⁹

Im Unterschied dazu kann ein gesellschaftlich vermitteltes Homosexualitätsverbot – selbst wenn es mit legislativen Mitteln erwirkt werden sollte – als Ausdruck eines *imaginär kollektiven Ideals* aufgefasst werden, da es sich am *Wunschbild menschlicher ›Ganzheit‹*, die in diesem Fall auf Heterosexualität projiziert wird, orientiert; diese Projektion – die der spaltenden Abwehr der Idealisierung der einen und der Abwertung der anderen Begehrensform entspricht – kann wiederum mit der *imaginären Struktur* des narzisstischen *Spiegelstadiums* sowie mit jener des *phallischen Abwehrstadiums* des Kindes in Verbindung gebracht werden, was in der Folge bedeutet, dass der gesellschaftliche Zwang oder Druck auf das Subjekt, sein homosexuelles Begehren und die entsprechenden objektalen Besetzungen aufzugeben, somit nicht notwendigerweise im Inzesttabu verankert sind – denn, so gesehen, geht es bei Letzterem um die *Akzeptanz der Kastration*, wohingegen es beim Homosexualitätsverbot um die *Vermeidung* derselben geht.

Vor Augen gehalten sollte in dieser Hinsicht zudem werden, dass das Inzesttabu nicht nur das sexuelle Genießen zwischen dem Kind und seinem gleichgeschlechtlichen Elternteil – d.h. zwischen Sohn und Vater sowie zwischen Tochter und Mutter – verbietet, sondern dass es ebenso das Genießen mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil nicht zulässt – also jenes zwischen Tochter und Vater sowie jenes zwischen Sohn und Mutter. Das bedeute somit, dass dieses Tabu allen männlichen und weiblichen Kindern das sexuelle Genießen mit *beiden elterlichen Bezugspersonen* untersagt sowie zweifellos auch umgekehrt den Eltern mit den Kindern.²⁰

Wie Lacan zudem 1938 in seiner ersten Kritik an Freuds Mythos vom *Mord am Vater der Urhorde* betonte, weisen anthropologische Forschungen wie jene von Bronislaw Malinowski schon in den 1920er-Jahren darauf hin, dass das Inzesttabu ursprünglich vor allem die kulturelle Funktion innegehabt haben dürfte, *das Kind von der Mutter zu trennen*. Denn sie ist es, die das Kind gebiert und in der Regel auch stillt und aufzieht, wodurch das kleine Kind zu ihr unwillkürlich in eine abhängige Beziehung gelangt, die dem ersten sexuellen Genießen – man denke nur an das wonnevolle Saugen an der Brust – verhaf-

19 Vgl. Lacan, Jacques (1986): Das Seminar, Buch VII. Die Ethik der Psychoanalyse (1959–1960). Übersetzung: Norbert Haas. Texterstellung: Jacques-Alain Miller. Quadriga, Weinheim, Berlin 1996, S. 84–87.

20 Auch wenn sich die Psychoanalyse bezüglich der Subjektkonstitution auf den Genießensverzicht des Kindes konzentriert, lässt sie dennoch keinen Zweifel darüber aufkommen, wie wichtig es ist, dass das Inzesttabu von Seiten der Eltern, von anderen erwachsenen Verwandten sowie auch von den erziehungsberechtigten Personen eingehalten wird, da diesen im Sinne von ›Vorbildern‹ identitätsstiftender Einfluss zukommt.

tet ist, und der es angesichts der Existenz dieses Verbots wieder entwachsen sollte, um einen eigenen Zugang zu den Anderen in der Gesellschaft zu finden.²¹

Kurz: Auch wenn Butlers Freud-Adaption hier in bestimmten Aspekten der Auslegung problematisiert werden soll, muss ihre methodische Ausrichtung dennoch als ein großer Gewinn betrachtet werden, den es für den weiteren Verlauf der Untersuchung zu nützen gilt; denn mittels der von ihr forcierten Verbindung der Geschlechterphilosophie mit der Psychoanalyse kann die *Geschlechtsidentität* nunmehr als ein sowohl *interpersonelles* als auch *intrapsychisches Produkt* eines *Identifizierungsprozesses* des Kindes mit den frühen Anderen sowie mit bestimmten gesellschaftlichen Normen aufgefasst werden. Dadurch kann die *Sexuierung* schließlich als eine *autonomiegewinnende Lösungsmöglichkeit* für den ödipalen Konflikt in Sicht kommen, da die Bildung einer eigenen geschlechtlichen Identifizierung und eines eigenen Begehrens – so ist bereits absehbar – dem sich formierenden Subjekt hilft, sich aus der Abhängigkeit von den ersten Bezugspersonen herauszulösen. Für das weitere Vorgehen macht dies allerdings notwendig, den Blick noch vermehrt den ersten Bindungen des kleinen Kindes an den frühen Anderen – der zumeist die Mutter ist – zuzuwenden, um dadurch die Möglichkeiten seiner Ablösung noch besser erfassen zu können.

1.2.2 Mutter, m/other, Präobjekt, matrixiale Zone oder Ding? Konzeptuelle Annäherungen an die Verinnerlichung der frühen Anderen

Einen gleichfalls auf Freud aufbauenden Umgang mit der Frage geschlechtlicher Subjektconstitution entwickelte Julia Kristeva in ihrem 1987 publizierten Buch *Soleil noir. Dépression et mélancolie* – zu Deutsch: *Schwarze Sonne. Depression und Melancholie*.²² Darin setzt sie sich aus einer *psychoanalytischen* und zugleich auch *semiotischen Perspektive* mit Freuds Melancholiekonzept auseinander, wobei sie auf die Funktion der Mutter, von der loszulösen dem Kind nicht leichtfällt, zu sprechen kommt. Auch Kristeva knüpft hierfür an Freuds Schriften über Trauer und Melancholie an, verbindet diese darüber hinaus aber auch mit den Überlegungen zur psychischen Entwicklung des Kindes bei Jacques Lacan, Melanie Klein, Maria Torok, Nicolas Abraham, André Green u.a. Dabei macht sie sichtbar, dass es sich bei der frühen Anbindung des Kindes an die Mutter um eine *Präform*

-
- 21 So betont Lacan an dieser Stelle mit Berufung auf Malinowski, dass es die Mutter sei, über die das ›Gesetz‹ im Sinne des Inzesttabus eingeführt wurde, und nicht der Vater, wie es Freud im Kontext von Urhorde und Vaternord durch die Söhne 1913 in *Totem und Tabu* vermutet hatte: vgl. Lacan, Jacques (1938): »Die Familie«, in: ders. (1966): Schriften III. Quadriga, Weinheim, Berlin 1986, S. 39–100, hier S. 65–74. Vgl. dazu: Malinowski, Bronisław (1922): Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. Hg. von Fritz Kramer, Übersetzung: Heinrich Ludwig Herdt. Syndikat, Frankfurt a.M. 1979. Erst später dürfte diese Funktion sodann auf weitere enge Verwandte – allen voran auf den Bruder der Mutter sowie auf den Vater des Kindes – erweitert worden sein, was Claude Lévi-Strauss anhand von Beispielen matrilinear und patrilinear Verwandtschaftssysteme darlegte; vgl.: ders. (1949): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1992; sowie: ders. (1958): Strukturelle Anthropologie, Band I. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1997, hier besonders S. 41–67.
- 22 Kristeva, Julia (1987): Schwarze Sonne. Depression und Melancholie. Übersetzung: Bernhard Schwibs und Achim Russer. Brandes & Apsel, Frankfurt a.M. 2007.

des Liebesobjekts handelt, zu dem das Neugeborene, um überleben zu können, zunächst eine introjektive und abhängige Beziehung aufbauen muss. Denn erst wenn das Kind fähig wird, sich in den Zeichen und der Sprache der Anderen auszudrücken, kann es ihm gelingen, das mütterliche Präobjekt schließlich durch Symbole zu ersetzen, um es dadurch in ein Liebesobjekt im Sinne einer von ihm getrennten Person zu verwandeln, was einen wesentlichen Schritt zur Ablösung von der Mutter darstellt.

In der Folge davon betrachtet Kristeva die *Ursache der Melancholie* nicht wie Freud im Verlust einer geliebten Person, sondern vielmehr im *libidinösen Haftenbleiben* an dieser *Vorform* des mütterlichen Anderen, die sie *Ding* («chose») nennt. Diesen Begriff übernimmt sie von Lacan, der ihn 1959 zur Bezeichnung für den frühen Anderen eingeführt und über die Eigenschaft des Realen bestimmt hatte. Dementsprechend sperrt sich auch bei Kristeva das ›mütterliche Ding‹ gegen seine Übersetzung in zeichenhaften Ausdruck und sprachliche Bedeutungsfindung, da es sich, dem Realen zugehörend, nur schwer auf die Ebene der Zeichen übertragen lässt, was wiederum dazu führt, dass die sublimierenden Tätigkeiten des Subjekts sowie dessen lustvoller Zugang zu Dritten behindert wird: Das Subjekt stockt hier gewissermaßen im melancholischen Schmerz um das unbetrauert gebliebene Ding, von dem es sich unbewusst zu früh verlassen glaubt oder nur ungenügend geliebt fühlt – ein Schmerz, dessen traumatisierende Verursachung aber weder erinnert, noch explizit ausgedrückt werden kann. Im Unterschied dazu betrachtet Kristeva die Psychoanalyse als ein *Antidepressivum*, insofern das Subjekt durch die Sprechkur dazu ermuntert wird, jenen Schmerz in Zeichen auszudrücken, wodurch das sperrige und mit Schermtut beladene ›Mutterding verflüssigt‹ und auch der Zugang zur Lust mit Anderen schließlich offen wird.

Nach Kristeva betrifft die Melancholie besonders häufig Frauen, da diese nicht nur als Kinder die melancholische Anbindung an das *Ding* mittels Ausdrucks und Sprache mühsam zu überwinden lernen, sondern sich diesem Ort wieder annähern, wenn sie sich zur Überwindung des ödipalen Dramas mit der Mutter zu identifizieren beginnen. Diese *Annäherung* an die Mutter durch *Identifizierung* birgt nach Kristeva nämlich tendenziell die Gefahr einer Rückbindung an das melancholische Ding in sich, außer es gelingt, einen Weg zu eigenem Begehren und sexuellem Genießen zu finden, der mit Dritten – auch im symbolischen Sinne – ein ›eigenes Leben‹ zu leben erlaubt, was wiederum durch den Wunsch, neues Leben zu geben – sei es durch reale Niederkunft, sei es durch sublimierende Tätigkeit – unterstützt wird.²³

Warum ein eigenes sexuelles Begehren und sublimierende Tätigkeiten gegen die melancholischen Gefahren einer *Identifizierung mit der Mutter* – die nach Freud allerdings nicht nur die Entwicklung einer heterosexuellen Tochter, sondern auch jene eines homosexuellen Sohns betreffen können – am nachhaltigsten schützen, wird von Kristeva jedoch nicht mehr begründet – auch wenn sie die entsprechenden Symptome am Beispiel von weiblichen Fallvignetten sowie anhand der Stilistik der Schriftstellerin Marguerite Duras anschaulich macht.

Kristeva hat damit einen wichtigen Beitrag geleistet, um den Konflikt der ›melancholischen Einverleibung‹ des mütterlichen Anderen in Zusammenhang mit dem daran anknüpfenden Prozess der Sexuierung zu sehen, in dessen Folge die geschlechtliche Iden-

23 Vgl. a.a.O., S. 79, 86–88.

tifizierung und die Begehrensfindung des Kindes als autonomiegewinnende Möglichkeiten für die Ablösung von den frühen Liebesobjekten erkennbar werden. Das Drama der Sexuierung mitsamt seinen verschiedenen Lösungsmöglichkeiten der Begehrensfindung und Identifizierung kann dadurch sowohl aus der *synchronen Perspektive* des ödipalen Konflikts als auch *diachron* im Verhältnis zu dem davor liegenden, ›melancholischen Konflikt‹, die Mutterbrust ›verlieren‹ zu müssen, betrachtet werden. Deshalb soll an dieser Zugangsweise für den weiteren Verlauf der Studie angeknüpft werden, um hier vor allem die *autonomiefördernde Funktion von Begehren und Sublimierung* im Ablösungsprozess des Kindes vom ›Mutterding‹ noch vermehrt erhellen zu können.

Des Weiteren soll Bracha L. Ettingers Auseinandersetzung mit dieser Thematik genutzt werden, die ab 1992 über den Konstitutionsprozess des Subjekts gleichfalls in libidinöser sowie auch in epistemologischer Hinsicht zu publizieren begann. Als Psychoanalytikerin, Psychologin und Künstlerin entwickelte Ettinger ihre Überlegungen mit Bezug auf Freud, Klein, Lacan, Irigaray, Kristeva u. a., wobei ihre Reflexionen stets um die Mutter als *erste Andere* kreisen – und zwar im Sinne einer Logik, die nicht in der Zweiwertigkeit der An- oder Abwesenheit des libidinösen Objekts aufgeht, sondern die vielmehr erst die oppositionäre Ordnung von Zeichen und Kalkül, die eine binäre Verortung des Objekts vorzunehmen erlaubt, aufzubauen hilft.

Ausgewählte Aufsätze zu diesem Themenbereich versammelte Ettinger 2006 in ihrem Buch *The Matrixial Borderspace*,²⁴ wobei der Umstand, dass Judith Butler dafür das Vorwort verfasste, auf die gegenseitige Wertschätzung beider Autorinnen bezüglich des je anderen methodischen Zugangs hindeutet, auch wenn sich Ettinger in dieser Publikation nicht explizit mit Butlers Theorie der Vergeschlechtlichung auseinandersetzt. Im Zentrum ihrer eigenen Beiträge steht vielmehr ihre These einer *matrixialen Logik des Weiblichen*, die Ettinger über die Pro/Kreativität der Frau als Mutter begründet und durch ontologische, semantische sowie logische Aspekte bestimmt. Die *Mutter* wird dabei sowohl in der *Funktion, neues Leben zu geben* bzw. dieses durch körperliche Symbiose in sich heranwachsen zu lassen, als auch nach der Geburt als *erste Andere des Infans* (bzw. des kleinen Kindes) zu fungieren, gewürdigt: Die erste Funktion drücke sich nach Ettinger im sichtbar werdenden, schwangeren Bauch der Frau aus, weshalb sie ihm Symbolcharakter für die Pro/Kreativität der Frau in der Kultur zuspricht. Für Verdeutlichung der zweiten Funktion schöpft Ettinger – die beiden Wörter *Mother* und *Other* verdichtend – den Begriff »*M/other*«, der die Bedeutung des Einflusses der Mutter als erster Anderer auf die Subjektgenese des Kindes zum Ausdruck bringt. Dem korreliert weiters der Entwurf eines topologischen Konzeptes, das Ettinger »*matrixial Borderspace*« nennt und das zur Erweiterung des zweiwertigen – und von ihr patriarchal gedeuteten – Symbolischen im Sinne eines »*expanded symbolic*« beitragen soll. In der abendländischen Tradition des zweiwertig-symbolischen Denkens sei Weiblichkeit nämlich lediglich als Abweichung vom Männlichen bzw. in Negation dazu bestimmt worden. In Differenz dazu will Ettinger jedoch Weibliches sowohl als die *Voraussetzung* für ein zweiwertiges Denken mitsamt des ihm entsprechenden Gegensatzes von ›Männlichkeit und Weiblichkeit‹ begreifen als

24 Ettinger, Bracha L. (2006): *The Matrixial Borderspace*. Foreword by Judith Butler, Afterword by Brian Massumi. University of Minnesota Press, Minneapolis, London.

auch als Topos für Mehrwertiges im Sinne des ›Anderen‹ oder des davon ›Ausgeschlossenen‹ verstehen.

Diesen Raum bestimmt Ettinger grundlegend durch die frühe Begegnung des Kindes mit der Mutter, streckt ihn auf der einen Seite aber auch zurück bis hin zur intrauterinen Verbindung des Embryos mit dem Mutterleib in der Schwangerschaft, um ihn auf der anderen Seite bis hin zur Schwelle des Spracherwerbs des Kindes auszudehnen. Damit verdankt er seine Besonderheit zum einen der Mutter-Kind-Symbiose während der Schwangerschaft sowie den daran anknüpfenden späteren Phantasien (man denke nur an Freuds Erwähnung von »ozeanischen Gefühlen«) und zum anderen der Geburt des Kindes und dessen Anbindung an die Mutter im Sinne einer noch nicht vollzogenen, psychischen Abtrennung des Kindes von ihr als früher Anderen (bzw. von ihrer Brust, ihrer Stimme und ihrem Blick).

Diesen Raum entwirft Ettinger zugleich als Basis für die vom Kind erst zu entwickelnde Unterscheidung zwischen *Ich* und *Anderem*, die ihrerseits den gegensätzlichen Kategorien von *Subjekt* und *Objekt* unterliegt mitsamt den damit verknüpfbaren und sich jeweils ausschließenden Attributen von *anwesend* oder *abwesend*, *männlich* oder *weiblich* sowie *plus* oder *minus*. Entsprechend dieser Kennzeichnung soll dieser Raum eine mehrwertige, *weiblich-matrixiale Ordnung* verkörpern, die Ettinger vom binären und gegensätzlichen Prinzip einer logischen Ordnung, die mit dem Männlich-Phallischen verknüpft sei, alternierend absetzt.

Mit diesen Thesen kann Ettinger zweifelsohne zu einer vermehrten Wahrnehmung und Aufwertung des Weiblichen im Sinne der *pro/kreativen Gaben der Mutter* beitragen und in diesem Kontext zudem zu einer Logik/Semantik, die sich nicht im Gegensätzlichen von Zweierrelationen erschöpft, anregen. Darüber hinaus stellt es einen Gewinn von Ettingers Überlegungen dar, die Unterschiede zwischen den *verschiedenen Formen des Genießens* – sei es eines *symbiotischen* (»schwangerer Bauch«), sei es eines *partialen* (Brust, Blick, Stimme) oder sei es eines schon binär strukturierten, *phallischen Genießens* (die Opposition ›ganz‹/›kastriert‹ wird im phallischen Stadium abwehrhaft auf die Differenz ›männlich‹/›weiblich‹ projiziert) – für den Prozess der Subjektkonstitution erwähnt zu haben. Denn die Art und Weise, wie diese verschiedenen *Genießensformen* (Ettinger bezieht sich hierbei auf Lacans Begriff der »jouissance«) differieren und/oder zusammenspielen, scheint einen wesentlichen Einfluss auf die Subjektbildung zu nehmen.

Vorsicht ist dennoch dort geboten, wo Ettinger den *matrixialen Raum* früher Subjektwerdung generalisierend als *weiblichen* betrachten möchte. Zwar mag diese Deutung auf die Frau als Mutter zutreffen, insofern das Kind eine Frucht ihrer Weiblichkeit ist, nicht aber auf das Kind, das als Embryo, Neugeborenes oder Infans noch nicht bzw. noch nicht verbindlich über die Differenz ›weiblich‹/›männlich‹ in einem kategorialen Sinn verfügt, worauf auch schon Freud mit seinem Begriff der »Eltern der frühen Vorzeit« hingewiesen hatte.²⁵ Zudem lassen Forschungen wie z.B. jene von Marie-Christine Laznik mit autistisch gefährdeten Babys und kleinen Kindern erkennen, dass die Einverleibung der Partialobjekte (wie z.B. Brust, Stimme und Blick) nicht nur über die Mutter, sondern auch über den Vater vollzogen werden kann. Dem kommt besondere Relevanz zu, wenn

25 Vgl. Freud 1999/1924, »Das Ich und das Es«, S. 259.

der zu erotisierende Introjektionsvorgang dieser Objekte – z.B. auf Grund einer Depression der Mutter – zu scheitern droht, dies aber durch die Forcierung von Seite des väterlichen Anderen dennoch gelingen kann.²⁶ Diese Erkenntnis sowie Freuds These, dass das Infans noch über keine sichere Kenntnis des Geschlechtsunterschiedes der frühen Anderen besitzt,²⁷ spricht somit letztlich gegen die Verallgemeinerung des frühen Erfahrungsraumes des Kindes als einen weiblichen. Denn die das kleine Kind unterstützenden anbindenden sowie auch die Ablösung fördernden Interventionen der frühen Bezugspersonen können im Prinzip von beiden Geschlechtern ausgeübt werden, sodass von ihnen – genau genommen – auch in pluraler Form als »den frühen Anderen« gesprochen werden sollte.

1.2.3 Vom Ding zu Partialobjekt, Vergeschlechtlichung und Diskurs über die Geschlechterordnung – Lacans Beitrag zu einem resthaften Subjektbegriff als Erbe

Um die aufgeworfenen Fragestellungen weiterentwickelnd klären zu können, soll im Folgenden Jacques Lacans Theorie der Subjektconstitution herangezogen werden. Besonders sein *Begriff* des *Dings* (»la chose«), den er 1959 einführte, und der für die ersten Anderen im Sinne einer stets traumatisierend verlaufenden Begegnung des Infans mit dem Realen steht, kann genützt werden, um den Prozess der Subjektwerdung und Sexuierung zu präzisieren und gewinnbringend zu erhellen. Bereits Kristeva hat sich auf Lacans Konzept des »*Dings*« – wie schon angemerkt – in ihrer Auseinandersetzung mit der Melancholie bezogen, ohne allerdings die vielschichtige Bestimmung Lacans für ihre Reflexion der Thematik explizit zu nutzen.²⁸ Will man jedoch wissen, wie die Begegnung des Neugeborenen mit dem *Ding* im Sinne eines ersten Außen, das zugleich die Lust und Unlust des zukünftigen Subjekts spektral anlegt, verläuft und dieses bis hin zur Sexuierung bestimmt hält, so lohnt es sich, Lacans Grundlegung dieses Begriffs genauer zu studieren. Denn mit Hilfe einer entsprechenden Rekonstruktion seiner Argumentation kann man den strukturellen Zusammenhang zwischen *Ding* und Sexuierung im Konstitutionsprozess des Subjekts erkennbar machen, wobei zudem die Funktion des Rests in Sicht kommt:

So muss das kleine Kind nach Lacan zuerst das »mütterliche *Ding*« in eine Frau (»*Dame*«) verwandeln, bevor es selbst ein Geschlecht durch eine entsprechende Identifizierung mit ihr und/oder anderen Bezugspersonen annehmen sowie ein entsprechendes Begehren entwickeln kann.²⁹ Diesen Prozess erläuterte Lacan im *Seminar VII* (1959–1960) in Zusammenhang mit der *Sublimierung*, da ihr eine wichtige Weichenstellung für den Eintritt des Kindes in das Symbolische zukomme: Erst wenn das Kind anhand der von

26 Vgl. dazu z.B.: Laznik, Marie-Christine (2006): »PréAut: une recherche et une clinique du très précoce. Comment passer de ces bébés qui troublent leurs parents à des petits qui auront plaisir à s'amuser avec eux«, in: *Contraste* 2006/2, Nr. 25, S. 53–81.

27 Vgl. Freud 1999/1924, »Das Ich und das Es«, S. 259.

28 Wie im *Abschnitt 2.3* angemerkt, erwähnt Kristeva Lacans *Ding*-Begriff trotz der grundlegenden Bedeutung, die dieser für ihre methodische Herangehensweise an die Melancholie besitzt, nur einmal (vgl. Kristeva 2007/1987, *Schwarze Sonne. Depression und Melancholie*, S. 21, FN 16).

29 Vgl. Lacan 1986/1996, *Seminar VII, Die Ethik der Psychoanalyse (1959–1960)*, S. 105, 183ff.

Freud berichteten *Fort-und-Da-Spiele* fähig ist, Zeichen konfliktlösend einzusetzen, kann es später im ödipalen Drama auch signifikante *Züge* der Anderen dafür nützen, um diese identifikatorisch auf sich selbst oder begehrend auf Dritte zu übertragen, womit der entsprechende *Sublimierungsvorgang* als eine Voraussetzung für die Geschlechtsannahme zu betrachten ist.³⁰

Lacan sollte seinen Begriff des *Dings* argumentativ aber nicht nur im Bereich von Sublimierung, Ästhetik und Kunst verankern, sondern auch mit Hilfe von ethischen und epistemologischen Betrachtungen begründen. Hierfür bezog er sich auf entsprechende Überlegungen von Freud, der bereits im *Entwurf einer Psychologie* 1895 vom *Ding* als erstem Außen sprach, das dem Infans auf Grund seiner Konstanz imponiere und deshalb zu Identifizierung sowie zugleich zu erstem objektalen Urteil anrege.³¹ Dem sinngemäß verbunden, sprach Freud ein Jahr später von einem »[...] prähistorischen unvergesslichen Anderen, den kein Späterer mehr erreicht [...]«. ³² Den solcherart auf Freud gestützten *Ding*-Begriff verknüpfte Lacan weiters mit Immanuel Kants Begriff des *Dings*, den er wiederum mit dem ethischen Vermögen, über Gutes oder Schlechtes unterscheidend urteilen zu können, diskutierte.³³ Abschließend bestimmte Lacan das *Ding* noch negativ in Bezug auf Ferdinand de Saussures Konzept des Signifikativen, über das das Neugeborene noch nicht verfügt, sodass das *Ding* letztlich auch als ein Signifikats-Außerhalb aufgefasst werden kann.³⁴

Aufbauend auf dieser vierfach argumentierenden Begründungsweise wandte sich Lacan der *Transposition des Dings* auf die Ebene von Zeichen und Sprache zu, die das Infans auf dem Weg zur Subjektwerdung vollziehen sollte. Denn da das *Ding* im Realen gründet, kann es nur allmählich und nur mit Anstrengung mit dem Imaginären und dem Symbolischen verbunden werden, wobei stets auch ein *Rest* davon wiederum im Realen zurückbleibt. Dieser Umstand betrifft nach Lacan aber nicht nur das kleine Kind beim Sprach- und Zeichenerwerb, sondern kennzeichnet die Situation des Subjekts im Allgemeinen, da auch jene, die der Sprache schon mächtig sind, durch die Konfrontation mit dem Realen stets von einer Traumatisierung durch das *Ding* bedroht bleiben, der sie nur dann nicht erliegen, wenn es gelingt, die Begegnung mit dem *Ding* immer wieder aufs Neue zeichenhaft in Vorstellung und Bedeutung überzuführen. Dementsprechend spricht Lacan auch von einem unabschließbaren Prozess des »Ankommens« (»l'arrivée« oder »l'avènement«) des Subjekts und eben nicht von einer »fertigen Subjektgenese«, die ab einem bestimmten Entwicklungspunkt endgültig erreicht wäre.

In Bezug auf die *Mutter* bedeutet dies für Lacan, dass ihr Körper und ihr Tun für das Infans in der Regel zwar der erste Repräsentant des *Dings* ist, dass der Umfang des *Ding*-Begriffs aber über die Begegnung des Kindes mit der Mutter hinausgeht und sowohl auf andere frühe Bezugspersonen ausgedehnt werden muss als auch letztlich alle Objekte

30 Vgl. a.a.O., S. 109–200.

31 Vgl. Freud, Sigmund (1950): »Entwurf einer Psychologie« (Manuskript 1895), in: ders. (1999): Nachtragsband, Texte aus den Jahren 1885–1938. Gesammelte Werke. Fischer, Frankfurt a.M., S. 375–486, hier S. 426.

32 Sigmund Freud in einem Brief vom 06.12.1896, in: ders. (1986): Briefe an Wilhelm Fließ (1887–1904). Fischer, Frankfurt a.M. 1986, S. 224.

33 Vgl. Lacan 1986/1996, Seminar VII, Die Ethik der Psychoanalyse (1959–1960), S. 89–105.

34 Vgl. a.a.O., S. 69f.

und Ereignisse, die die Begegnung des Prä/Subjekts mit dem Realen betreffen, umfasst. Dabei erweist sich die Psychoanalyse für Lacan als eine Disziplin, die ihr Wissen in besonderer Weise dem Umgang mit dem *Ding* verdankt, da sie in ihrer Praxis auf den Enttraumatisierungsprozess des Subjekts fokussiert, und es hierbei zentral darum geht, für die Konfrontation mit dem Realen des *Dings* passende Zeichen zu finden, um diese für die Bewusstwerdung nützen zu können.

Von hier aus lässt sich Kristevas Behauptung unterstützen, wonach der Sublimierungsvorgang nicht nur die Bedingung zur Überwindung der melancholischen Gefahren eines Anhängigbleibens an das *Ding* sei, sondern auch die Voraussetzung darstelle, um den späteren »ödipalen Ablösungsprozess« des Kindes von den frühen Anderen in Angriff nehmen zu können. Denn mit Lacan kann man nunmehr argumentativ begründen, warum die *geschlechtlichen Identifizierungen* sowie auch das *Begehren* dem Sublimierungsprozess abgerungen sind, da sie dem Subjekt (wenn auch auf andere Weise als ein das Triebziel-ersetzende Werk) helfen, sich vom archaisch-fusionellen Genießen des *Dings* zu lösen: Sowohl die geschlechtliche Identifizierung als auch die Begehrensfindung »operieren« nämlich beide schon – wenn auch je unterschiedlich – auf der Ebene von Zeichen, indem hier vom Kind jeweils *ein Zug* (»trait unaire« bzw. »trait unique«) der frühen Anderen auf sich selbst (so im Falle der Identifizierung) oder aber auf eine/n Andere/n (so im Falle des Begehrens) projiziert wird. Im Unterschied dazu kann die *Einverleibung* (bzw. *Introjektion*) zwar auch schon zu einem ersten Sich-Abteilen (»séparation«) vom frühen Anderen als *Ding* führen, doch wird dies noch nicht – so wie die Identifizierung und das Begehren – symbolisch vorgenommen, sondern vielmehr *konkretistisch* erzeugt. Mit Lacan kann man hier also auf einen wichtigen Unterschied zwischen den Vorgängen der *Einverleibung* und der *Identifizierung* hinweisen, den man in dieser Klarheit in Freuds Schriften über Trauer und Melancholie noch nicht findet.

In der Folge davon kann man mit Lacan das *Begehren* als jene libidinöse Form, mit der die Ablösung vom *Ding* am nachhaltigsten vollzogen werden kann, verständlich machen – eine These, die auch für Kristevas Melancholie-Konzept, wie schon erwähnt, relevant geworden ist; denn das Begehren erschöpft sich nicht am jeweiligen Begehrensobjekt, sondern verdankt sich nach Lacan dem Aufbau einer eigenen *Begehrensstruktur*, die die entsprechende idealisierende Besetzung von Personen (oder z. B. auch von Prinzipien oder Zielen im Sinne ideeller Gegenstände) erst ermöglicht: Diese Struktur baut einerseits auf der Ersetzung des *Dings* durch Zeichen auf, und erlaubt es andererseits, einen signifikanten *Zug* des ödipal verbotenen Objekts auf andere erlaubte Objekte zu übertragen, sodass das Vermögen zu begehren selbst im Falle des Verlusts eines konkreten Liebesobjekts nicht erlischt, sondern – nach vollzogener Trauer – dazu befähigt, wieder ein neues Objekt libidinös zu besetzen, was die Lust des Subjekts zu leben zu stärken vermag. Im Vergleich dazu erweisen sich die Identifizierungen für die Krisen oder Einbrüche, die der Verlust eines Liebesobjekts auslösen kann, anfälliger, da sie dieser wieder fraglich machen kann, wodurch das Subjekt in eine gefährliche bzw. melancholische Nähe zum *Ding* gelangen könnte.³⁵ Dementsprechend knüpfte Lacan die *Ankunft des*

35 Vgl. Turnheim, Michael (2004): »Trauer, Melancholie und Psychoanalyse«, in: Zarnegin, Kathy (Hg.): buchstäblich traurig. Schwabe, Basel 2004, S. 161–173, hier: S. 162f.; vgl. dazu meinen Aufsatz (2013): »Krypta, Ding und Geschlecht: Von un/möglicher Trauer zur Diskurskritik«, in: Au-delà

Subjekts in Bezug auf die Sexuierung auch wesentlich an die auf Substitution beruhende *Begehrensfindung* – und eben nicht an die melancholische Verinnerlichung der frühen Anderen.

Doch Lacan bleibt, an diesem Punkt seiner theoretischen Auseinandersetzung angelangt, nicht stehen, sondern will die Ablösung vom *Ding* noch genauer nachvollziehbar machen, wofür er ab 1961 eine eigene *Theorie des Partialobjekts* zu entwickeln beginnt.³⁶ Diesen Begriff übernimmt er von Karl Abraham und Freud, die damit Brust, Fäzes und Phallus gemeint hatten, um diesen kritisch weiterzuentwickeln: So erweitert er diesen Begriff einerseits durch *Auge(n)/Blick* und *Stimme* der frühen Anderen, verkürzt ihn andererseits aber auch, indem er den Phallus von der Liste der partialen Objekte seiner Vorgänger streicht.

Hierbei fasst Lacan das *Partialobjekt* als eine libidinöse Größe auf, die phantasmatisch in einem vom mütterlichen Körper noch ungetrennten Genießen wurzelt – man denke z. B. zurück an den Säugling, der in den Armen der Mutter, an ihrer Brust angeschmiegt liegt und mit seinen Lippen wonnevoll ihre Milch durch den Mund in seinen Körper einsaugt. Über diesen *einverleibenden Vorgang* kann das Infans die mütterliche Brust allmählich zu einem *Objekt seines eigenen Genießens* machen und dieses mit entsprechenden »guten Vorstellungen« (»sie ist da, wärmt, macht satt und entzückt«) oder »schlechten« (»sie ist fort, macht hungrig, kalt, allein, zornig und ängstlich«) zu besetzen beginnen³⁷ – die wiederum den Erfahrungen seiner Lust oder Unlust korrelieren und zum Aufbau des Unbewussten beitragen.

Diesen üblicherweise als *Partialisierung* bezeichneten Vorgang nennt Lacan *Séparation* (»sépartition«), um den *Abteilungsvorgang* des Kindes vom bislang fusionell genossenen, mütterlichen Anderen zu betonen und diesen als einen vom Kind psychisch aktiv erzeugten *Schnitt* (»coupure«) zu begreifen – ein Schnitt, der erstmals die Bildung *eigener sexueller Objekte* sowie eines ihnen geschuldeten, *singulären Genießens* ermöglicht.

Entsprechend dieser neuen und strukturell entwickelten Sichtweise nennt Lacan das Partialobjekt von nun an »Objekt klein a« (»objet petit a«), und nur wenn es bei diesem Abteilungsvorgang vom »Mutterding« zu Behinderungen kommt und die *Séparation* deshalb nicht genügend vollzogen werden kann, wäre im Sinne Lacans von einer *melancholischen Einverleibung*, in deren Folge auch das Begehren des Subjekts gelähmt wird, zu sprechen. Denn das *Objekt klein a* hat nach Lacan vor allem eine das *Begehren verursachende Funktion* inne, da es – wenn einmal hergestellt – auch auf Andere übertragen werden kann: Kommt es zu dieser Übertragung auf eine/n Andere/n, dann wird diese/r im Unbewussten zum »Träger des eigenen »Objekts klein a« gemacht, was zu einer *Idealisierung*

du deuil/Jenseits der Trauer. Michael Turnheim. Hg. von Marcus Coelen, Franz Kaltenbeck und Dian Turnheim. (= Reihe Subjektile). Diaphanes, Zürich, Berlin 2013, S. 127–142, hier: S. 137.

36 Vgl. Lacan, Jacques: Identification. 1961–1962. (Séminaire IX). Édition: Patrick Valas, (veröffentlicht 2012), online unter: https://www.valas.fr/IMG/pdf/S9_identification.pdf (13.06.2020); sowie: Lacan, Jacques (2004): Das Seminar, Buch X. Die Angst (1962–1963). Übersetzung: Hans-Dieter Gondek, Texterstellung: Jacques-Alain Miller. Turia + Kant, Wien, Berlin 2010.

37 Vgl. dazu Melanie Klein, die in diesem Sinne von einer »guten« und einer »bösen Brust« sprach: Klein, Melanie (1937): »Zur Psychogenese der manisch-depressiven Zustände«, in: dies.: Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse. Hg. von Hans A. Thorner. Klett-Cotta, Stuttgart 2006, S. 187–224.

bzw. *Phallifizierung* dieser Person beiträgt, die bewirkt, dass sich das Subjekt verliebt und/oder den sexuellen Genuss mit ihr ersehnt: Verdecktes Ziel ist es dabei, durch das Genießen des Anderen wieder an das eigene *Objekt klein a* zu gelangen. Denn das Partialobjekt bleibt – trotz seiner Übertragungsmöglichkeit – im Unbewussten zugleich eng an die ›Vorzeit‹ des Subjekts geknüpft, wo es an die Erfahrung des aufzugebenden, archaischen bzw. fusionell ausgerichteten Genießens mit dem mütterlichen *Ding* rührt. So gesehen, wurzelt das *Objekt klein a* im »verlorenen Objekt«, das letztlich auch jenes ist, welches das Subjekt durch die Übertragung auf eine/n Dritte/n wiederzuerlangen hofft – ein Objekt, das wiederzufinden sich nach Lacan aber als unmöglich erweist, wenn auch die Wiederherstellung der jeweiligen Bedingungen seiner Lust- oder Unlustgewinnung durchaus möglich ist.

Eine besondere Bedeutung kommt in diesen Kontext der Bestimmung des Partialobjekts im Verhältnis zum *Phallus* zu, den Lacan im Unterschied zu seinen Vorgängern – wie schon erwähnt – nicht als eine Form des *Objekts klein a* betrachtet. Butler, Kristeva und Ettinger haben dieses Verhältnis gleichfalls wiederholt als wichtiges angesprochen, auch wenn dabei einige Aspekte mitunter unklar blieben oder problematisch ausgelegt werden sollten: So bezieht sich z. B. Butler auf Lacans *Phallusbegriff*, um dessen *signifikante Funktion* – Zeichen einer begehrten, geschlechtlichen ›Ganzheit‹ zu sein, die das Subjekt haben oder sein will – zu Recht für die homosexuellen Phantasien und Praktiken von Frauen und Männern kenntlich zu machen.³⁸ An einer Stelle merkt Butler dementsprechend auch die Differenz zwischen Lacans Thesen zum Verhältnis von Phallus und Geschlechtsannahme und Freuds Konzept der Bildung von Geschlechtsidentität durch melancholische Einverleibung an, ohne allerdings im Weiteren den Unterschied oder Zusammenhang zwischen diesen beiden Sexuierungskonzepten zu berücksichtigen und zum Gegenstand der Reflexion zu machen.³⁹

Bei Kristeva kann man wiederum Unterscheidungen zwischen einem *fusionellen, melancholischen, partialen* und *phallischen* sowie einem noch zusätzlich »anderen«, »weiblichen Genießen« finden, wobei ersichtlich wird, dass die ersten zwei durch drittes und dieses durch viertes überwunden werden können. Dabei bleibt allerdings wiederum offen, anhand welcher Eigenschaft man mit Letzterem – dem weiblichen Genießen – über die je anderen Genießensformen hinauszugehen vermag, denn auch wenn Kristeva an jener Stelle vielsagend vom »sakralen« Wert jenes »anderen Genießens« für die Frau in unserer Kultur spricht,⁴⁰ bestimmt sie es hier dennoch nicht auf eine konzeptionelle Weise.

Ettingers Entwurf einer *matrixialen Ordnung* könnte man aus topologischer Perspektive wiederum dahingehend deuten, dass sie mit ihm implizit von einem *matrixial-weiblichen Genießen* ausgeht, das teils aus *fusionellen*, teils aus *partialen Anteilen* bestehe und das, in Summe genommen, als ›das Andere des *phallischen Genießens*‹ betrachtet werden könnte. Doch Ettinger interpretiert die partialen Objekte problematischerweise zugleich

38 Vgl. Butler 1993/1997, »Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts«, a. a. O., hier S. 146–153.

39 Vgl. Butler 1991/1990, Das Unbehagen der Geschlechter, S. 105f.

40 Vgl. Kristeva 2007/1987, Schwarze Sonne. Depression und Melancholie, S. 86f.

vorlacanianisch als phallisch,⁴¹ wobei sie Leser und Leserinnen zudem im Unklaren darüber lässt, wie es ihrer Sicht nach in der Subjektgenese zur Entwicklung der verschiedenen Formen des Genießens kommt, bzw. wie die eine Form aus der anderen resultiert, worin sich beide Formen eventuell gemeinsam bedingen oder aber gegenseitig ausschließen.

Die Frage nach dem Verhältnis des partialen Objekts zum Phallus stellt sich damit – so kann man bereits zusammenfassen – nicht nur auf Grund der historischen Tatsache, dass der Phallus in der Geschichte der Psychoanalyse traditionell den Partialobjekten zugeordnet wurde, wogegen sich Lacan bereits 1958 dezidiert aussprach,⁴² sondern auch aus einem aktuellen Interesse an den *Differenzen* und *Gemeinsamkeiten* der *verschiedenen Formen des sexuellen oder geschlechtlichen Genießens* im Bereich gegenwärtiger Geschlechtertheorien.

Zur Klärung dieses Verhältnisses soll für das weitere Vorgehen an Lacan angeknüpft werden, insofern dieser im *Seminar X* (1962–1963) den Unterschied zwischen dem *partialen* und dem *phallischen Objekt* im Zusammenhang mit der Subjektconstitution sichtbar machte: Unter Erstem ist das partiale Objekt als ursprünglich vom Anderen herkommendes und großteils introjektiv erzeugtes, sexuelles *Teilobjekt* (*Brust, Stimme, Blick, Kot*) zu verstehen, das das Prä/Subjekt sich als ein Objekt des eigenen Genießens aneignen kann und dem es – auch im Falle seiner Symbolisierung oder Übertragung auf Andere – stets resthaft verhaftet bleibt; zweites ist hingegen mit dem *Phallus* zu verbinden, der in Folge einer Verdrängung ins Unbewusste als ein »ganz-machender Signifikant für den Bereich des *Geschlechtlichen* fungiert und hier die Idealisierung eines personalen Objekts im Sinne eines *Agenten* (der erste *Agent* ist nach Lacan die Mutter) bewirken kann; dessen phallische Besetzung führt unter dem Druck des Inzesttabus beim Subjekt aber auch in das Gewahrwerden eines »Mangels« (»manque«), selbst nicht »ganz« zu sein bzw. nicht »alles« haben zu können, wodurch das Begehren nach einem Anderen erst möglich wird.

Damit es zu diesem *Begehren* kommt, müssen nach Lacan allerdings zuvor zwei Bedingungen auf Seiten des Subjekts erfüllt sein, bei denen beide Male das *Objekt klein a* eine zentrale Rolle spielt: Das ist zum einen die schon erwähnte, unbewusste *Übertragung* des *Objekts klein a* auf ein personales Objekt (d.h. auf den *Agenten* im Sinne des geliebten Anderen), die in Verbindung mit der Verinnerlichung des Inzesttabus im Über-Ich *Begehren* verursacht; und zum anderen die *Symbolisierung* des *Objekts klein a*, da über diese der Andere als libidinöses Objekt überhaupt erst auftauchen kann, und zwar im Sinne einer zuerst phallisch-, ganzen Besetzung, wobei man den Anderen (gegebenenfalls) für seinen, nicht Mangel, nicht »ganz« zu sein (z.B. wegen seiner Schwäche oder Verletzbarkeit) zu lieben beginnt.

Diesen komplexen und wandlungsreichen Vorgang der Symbolisierung des *Objekts klein a* erklärt Lacan detailliert zwischen 1956 und 1966, wo er die *Transposition* des *Objekts klein a* auf die Ebene des *Symbolischen* (bzw. auch des *Imaginären*) durch *Fort-und-Da-*

41 Vgl. Ettinger, Bracha L.: (1994) »The Matrixial Gaze«, in: dies. 2006, *The Matrixial Borderspace*, S. 40–89, hier insbesondere S. 56.

42 Lacan, Jacques (1966): »Die Bedeutung des Phallus«, (Vortrag von 1958), Übersetzung: Chantal Creusot, Norbert Haas, Samuel M. Weber, in: ders. (1966): *Schriften II*. Hg. von Norbert Haas. Quadriga, Weinheim, Berlin 1986, S. 119–132, hier S. 125f.

Spiele in Verbindung mit dem Spracherwerb verständlich macht, insofern diese wesentlich zur Formation von Subjekt und Objekt in einem kategorialen Sinne beiträgt. Lacan verfolgte die Transposition des partialen Objekts ab 1969 aber auch noch weiter auf der *diskursiven Ebene* im Bereich von gesellschaftlichem Interesse und Macht, wofür er im Rahmen des *Seminars XVII* (1969–1970) eine eigene *psychoanalytische Theorie des Diskurses* entwickeln sollte.⁴³ Mittels dieser Theorie gelang es Lacan, schließlich die Verwandlung des *Objekts klein a* an der *intrapsychischen und interpersonellen Schnittstelle* von (mindestens) vier unterscheidbaren *Sprechweisen* zu verdeutlichen, die allesamt auf dem Verzicht eines ursprünglichen Genießens mit dem frühen Anderen beruhen, was er *Mehrgenießen* (»plus-de-jouir«)⁴⁴ nennt und worin er die grundlegende Eigenschaft des Diskursiven erkennt.

Von hier aus konnte Lacan aufzeigen – und das scheint mir für die philosophische Geschlechterforschung von besonderem Interesse zu sein –, dass dem *abendländischen Diskurs* über die *Geschlechterordnung* im Realen außer dem Erzeugen von *Mehrgenießen*, und das heißt, außer *diskursiver Lust*, nichts entspricht. Dementsprechend plädierte er dafür, dass es das *Geschlechterverhältnis* (»rapport sexuel«) im Realen nicht gebe, sondern dass es ›bloß‹ Produkt eines selbstgefälligen Diskurses sei, der zum hegemonialen Verfügbarmachen (Formung) von Frauen genützt werde.⁴⁵ Diesem korreliere der »Diskurs des Herrn« bzw. des »Meisters« (»discours du maitre«), den Lacan in jenem Kontext auch mit dem phallischen Genießen in Verbindung bringt. Zugleich spricht Lacan an dieser Stelle aber auch über die Möglichkeit eines *anderen* bzw. *weiblich* genannten *Genießens* (»jouissance de l'Autre« bzw. »jouissance féminine«) – dies im Unterschied zu Freud, der Männer und Frauen einzig mit einer phallischen Libido ausgestattet sah.⁴⁶ Dieses *weibliche Genießen* geht nach Lacan über das phallische Genießen hinaus, indem es besonders dem *Objekt klein a* geschuldet ist, wobei es von der Tendenz her Frauen leichter zugänglich

43 Lacan, Jacques (1991): *Le Séminaire, Livre XVII. L'envers de la Psychanalyse*. Texterstellung: Jacques-Alain Miller. Seuil, Paris. In das Deutsche übersetzt durch Hans-Dieter Condek: Lacan, Jacques (1991): *Die Kehrseite der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch XVII (1969–1970)*. Turia + Kant, Wien, Berlin 2023.

44 Gemäß der sich mittlerweile vorrangig durchgesetzt habenden deutschsprachigen lacanianischen Übersetzungskonvention im Anschluß an Hans-Dieter Condek u.a. verwende ich im Folgenden für Lacans Begriff *plus-de-jouir* den Ausdruck des »Mehrgenießens«; zugleich möchte ich darauf hinweisen, dass dieser Begriff jedoch oftmals auch durch »Mehr-Lust« oder »Mehr-Genuss« ins Deutsche übersetzt wurde und wird, wofür sich gute Gründe bei Lacan selbst auffinden lassen. Zum »Übersetzungsproblem« siehe: Nemitz, Rolf: *La jouissance – die Lust jenseits des Lustprinzips, das sogenannte Genießen*. (Veröffentlicht am 12.09.2017). Siehe unter: <https://lacan-entziffern.de/geniessen/jouissance-geniessen-lustbefriedigung/> (27.06.2025).

45 Vgl. Lacan insbesondere in der Sitzung vom 11.02.1970, Lacan 1991, *Le Séminaire, Livre XVII. L'envers de la Psychanalyse* (1969–1970) S. 79–95.

46 Vgl. dazu die deutsche und kritische Texterstellung durch Gerhard Schmitz: Lacan, Jacques (2007): *Seminar XVII, Die Kehrseite der Psychoanalyse (1969–1970)* (3. Fassung nach Vorlage der Seminarherausgabe durch Jacques-Alain Miller für den vereinsinternen Gebrauch.) Lacan-Archiv Bregenz, S. 72–73, 85, 146f.

lich erscheint, im Prinzip aber auch Männern und somit letztlich beiden Geschlechtern durch Identifizierung offen stehe.⁴⁷

Kurz: Lacans Ausführungen zu *Ding*, *Sexuierung*, *Partialobjekt*, *Sublimierung* und *Diskurs* eignen sich in mehrfacher Hinsicht dazu, die mit Butler, Kristeva und Ettinger aufgeworfenen Fragestellungen zum Verhältnis von Subjektwerdung und Vergeschlechtlichung klärend voranzutreiben, wobei schon absehbar ist, dass dem *Resthaften* dabei eine wichtige Bedeutung zukommt, was für die entsprechende Diskussion erhellend genutzt werden soll.

Denn Lacan hat den *Rest* bzw. das *Residuum* (»le rest« bzw. auch »le résidu«) nicht nur mehrfach zum *Thema* der Subjektconstitution gemacht, sondern ihn auch in Bezug auf das opake *Ding* und das parziale Objekt *funktional* bestimmt. Ab 1970 sollte ihn dies noch vertiefend zu einer epistemologischen Auseinandersetzung mit der *Phaneroskopie* Charles Sanders Peirces führen, die es ihm zusätzlich erlaubte, eine *topologische* sowie auch eine *psychoanalytisch-semiotische Bestimmung* der *Resthaftigkeit* des *Objekts klein a* in Bezug auf die *Ordnungen des Realen*, des *Symbolischen* und des *Imaginären* vorzunehmen.

Diese Überlegungen Lacans warten im Sinne eines *gewinnbringenden Erbes* darauf, von der insbesondere auch deutschsprachigen philosophische Rezeption noch fruchtbar gemacht zu werden. Denn Lacan richtet sich damit zugleich *gegen einen Subjektbegriff*, wie er in der Philosophie z. B. höhepunktartig von Hegel vertreten wurde, der an der Zielsetzung einer *vollständigen Synthese* eines *sich selbst bewussten Geistes* festhält und diese idealerweise durch das männliche Geschlecht repräsentiert sah.⁴⁸ Einer solchen Subjektaufassung setzt Lacan ein *resthaftes Subjekt* entgegen, das dem partialen und damit dem sexuellen Genießen als Bedingung für jegliche Transformation in das Symbolische und Imaginäre verhaftet bleibt, was zwar nicht zum Erklimmen eines »reinen Selbstbewusstseins« führt, sich dafür aber als die *Ursache des Begehrens* im Sinne einer unerschöpflichen *Quelle* für Sublimierung und Bewusstwerdung erweist, die erst mit Tod des jeweiligen Subjekts versiegt.

1.3 Methodisches Vorgehen und Kapitelgliederung⁴⁹

Ausgehend von der grundlegenden Fragestellung, wie das Verhältnis von Subjektconstitution, Sexuierung und Rest aus philosophisch-psychoanalytischen Perspektive aktuell gedacht werden kann, sollen im Folgenden das methodische Vorgehen und die Kapitelgliederung besprochen werden. Wird im *Kapitel 1*, der *Einleitung*, an wichtigen Auseinandersetzungen zum Thema der *Annahme* bzw. *Aneignung des Geschlechtlichen* angeknüpft

47 Vgl. dazu die entsprechenden Erörterungen in: Lacan, Jacques (1975): Das Seminar, Buch XX. Encore (1972–1973). Texterstellung: Jacques-Alain Miller, Übersetzung: Norbert und Vreni Haas sowie Hans-Joachim Metzger. Quadriga, Weinheim, Berlin 1991.

48 Vgl. Hegel 1807/1986, Phänomenologie des Geistes, besonders S. 327–341; vgl. dazu meinen Beitrag (2008): »Geschlecht und das Erbe Hegels«, S. 126–166.

49 Die Untersuchung fußt teilweise auf Vorarbeiten zu einzelnen Fragestellungen, die von mir in Artikeln oder Forschungsprojekten behandelt wurden, auf die ich an der betreffenden Stelle jeweils hinweisen werde.

(vgl. *Abschnitt 1.2*), so soll im nächsten Kapitel eine ausführlichere Darstellung und Diskussion der relevanten Thesen erfolgen. Dies möge dazu beitragen, die bereits aufgeworfenen Fragen noch zu präzisieren oder schon einer Klärung zuzuführen. Dementsprechend soll im *Kapitel 2* nach dem Einfluss der frühen Anderen und der Gesellschaft auf die Subjektconstitution im Sinne eines geschlechtlichen Aneignungsprozesses gefragt werden, wobei hier besonders das Verhältnis von *Weiblichkeit* und *Melancholie* sowie von *Homo-* und *Heterosexualität* in Bezug auf *die/den frühe/n Andere/n* interessiert:

Im ersten *Abschnitt (2.1)* soll dafür *Judith Butlers* Auseinandersetzung mit *Sigmund Freuds* Theorie der *Trauer und Melancholie*⁵⁰ nun detailliert untersucht werden. Nachdem zuvor in diesen Themenbereich mit Butlers früher Reflexion aus dem Jahr 1990 schon eingeführt wurde, soll nun ein späterer Aufsatz von ihr herangezogen werden, in dem sie sich Freuds Thesen noch umfassender zuwandte. Dieser Aufsatz, der den Titel »Melancholisches Geschlecht/Verweigerte Identifizierung«⁵¹ trägt und der von Butler sowohl 1995 als auch 1997 publiziert wurde, stellt ihre bislang ausführlichste Freud-Adaption sowie auch -kritik zu dieser Thematik dar. Darin geht Butler der Frage nach, welche Funktionen die elterlichen Bezugspersonen als Liebesobjekte einnehmen, auf dass sie die geschlechtliche Identitätsbildung des Kindes zu Mann oder Frau sowie zur Ausrichtung eines homo- oder heterosexuellen Begehrens anregen. Hierfür entwickelt sie eine auf den ersten Blick paradox anmutende These, wonach der »eigentlich wahre melancholische Homosexuelle« jener heterosexuelle Mann sei, der niemals um die Liebe zu seinem Vater getrauert habe, und die »eigentlich wahre melancholische Homosexuelle« jene heterosexuelle Frau sei, die niemals um die Liebe zu ihrer Mutter getrauert habe. Auch wenn Butler zur Begründung dieser These gewinnbringend an die melancholischen objektersetzenden Aspekte der geschlechtlichen Identifizierung bei Freud erinnert, übersieht sie dabei doch die von ihm zugleich aufgezeigte Identifizierung mit dem Begehren einer elterlichen Bezugsperson, mit deren Hilfe sich das Kind aus der melancholischen Anbindung an die frühen Anderen lösen kann.

Letztere soll – wie schon angekündigt – zu einer Diskussion im *Abschnitt 2.2* darüber führen, ob es sich beim Inzesttabu tatsächlich um ein implizites Homosexualitätsverbot handeln könnte und ob eine Identifizierung mit dem Tabu notwendigerweise zur *Verwerfung* des homosexuellen Begehrens führen müsste. Diese These, die Butler 1990 vertritt und die sie von Gayle Rubin übernommen hat,⁵² soll bezüglich ihrer argumentativen Voraussetzungen und Schlüssigkeit untersucht werden, wozu deren Bezugnahme auf Freud, Lacan und Claude Lévi-Strauss besprochen werden soll. Hierbei zeigt sich,

50 Vgl. dazu: Freud 1999/1916, »Trauer und Melancholie«, S. 428–446; sowie: Freud 1999/1924, »Das Ich und das Es«, 235–289.

51 Vgl. Butler, Judith (1995): »Melancholisches Geschlecht/Verweigerte Identifizierung«, in: dies. (1997): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Übersetzung: Reiner Ansén. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2001, S. 125–141. (Der Aufsatz wurde, wie schon erwähnt, erstmals 1995 in der Zeitschrift *Psychoanalytic Dialogues* publiziert und sodann zwei Jahre später wiederveröffentlicht in: Butler 1997, *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection*.)

52 Vgl. Rubin, Gayle (1975): »Frauentausch. Zur ›politischen Ökonomie‹ von Geschlecht«, in: *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*. Hg. von Sabine Hark/Gabriele Dietze, Übersetzung: Dorothea Löbbermann. Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus 2006, S. 69–122. Zur Bezugnahme Butlers auf Rubin vgl.: dies. 1991/1990, *Das Unbehagen der Geschlechter*, S. 113ff.

dass diese These auf einer begrifflichen Konfundierung des Inzesttabus mit dem Exogamiegebot und bestimmten Heiratsregeln beruht, die jenes Tabu zu Unrecht als ein Homosexualitätsverbot erscheinen lässt. Zudem werden die Bedeutungen, die dieses Tabu auf *kultureller* bzw. *interpersoneller Ebene* einfordernd beinhaltet, von den Folgen, die es wiederum auf die diversen und mitunter widersprüchlichen Identifizierungen im Unbewussten des Subjekts hat – und die damit auf einer *intrapersonellen Ebene* anzusetzen sind – in epistemologischer Hinsicht nicht voneinander unterschieden. Zur Klärung kann hierfür Lacans strukturelle Auffassung des Inzesttabus beitragen, die sowohl dessen kulturermöglichende als auch trianguläre Funktion für das Kind in der Beziehung zum frühen Anderen betont, und die in seiner Einführung des Begriffs des »Gesetzes« (»la loi«) 1954 für den Bereich der Psychoanalyse im Sinne der Ermöglichung von Kultur gipfelt, und der von den in Staaten oder Gesellschaften geltenden Rechtsordnungen zu unterscheiden ist. Dies erlaubt schließlich auch die Frage zu stellen, wem dieses »Gesetz« gehört. Denn entgegen etwaiger Vermutungen, das »Gesetz« könnte dem Vater oder der Mutter oder gar den Vertreter/innen eines bestimmten Geschlechts gehören, kann nunmehr dargelegt werden, warum das »Gesetz« niemandem »gehört«, da ihm alle ausnahmslos unterstellt sind, was für eine aktuelle Diskussion der sich gegenwärtig wandelnden, modellhaften Vorstellungen über Ehe und Familie genutzt werden soll.

Dass die Ablösung von der Mutter eine wichtige und schwierig zu überschreitende Schwelle im Prozess der Subjektconstitution darstellt, soll im *nächsten Abschnitt* dieses Kapitels (2.3) anhand *Julia Kristevas* Überlegungen zur *Melancholie* von 1987 dargelegt werden.⁵³ Im Sinne einer vertiefenden Ergänzung zu den mit Butler zuvor ausgeführten Überlegungen zur Melancholie kann damit sichtbar werden, über welche konkreten Schritte es dem Infans gelingt, der Enklave der melancholischen Anbindung an den frühen Anderen zu entkommen. Kristeva stützt sich hierbei, wie schon eingangs erwähnt, vor allem auf das von Lacan für den Bereich der Psychoanalyse 1959 entwickelte Konzept des »Dings« (»la chose«), mit dem sie reale Aspekte der frühen Mutter-Kind-Beziehung betont. Diese betreffen besonders das anfängliche, von der Mutter ungetrennte Genießen des Säuglings, das später dann zur Depression führen kann, wenn das Infans bei der Entwöhnung vom Stillen der Ersetzung ihrer Brust durch Zeichen nicht (ausreichend) zustimmt und stattdessen eine halluzinatorische Wunscherfüllung bevorzugt. Dementsprechend stellt für Kristeva die *Einwilligung* in die zeichengemäße Substitution der Brust – sei dies durch *ausdrucksstarke* (»semiotische«) *Zeichen*, sei dies durch *konventionelle* (»symbolische«) *Zeichen*⁵⁴ – den wesentlichen Schritt für die Ablösung vom »Mutterding« dar, der Voraussetzung für die Sublimierung und die geschlechtliche Identifizierung und Begehrensbildung des Kindes ist.

Inwiefern mit dieser frühen Begegnung des Kindes mit dem »Mutterding« ein Erfahrungsraum angelegt wird, der nicht nur die »Vorzeit des Subjekts« kennzeichnet, sondern

53 Ich werde mich hierzu beziehen auf: Kristeva 2007/1987, Schwarze Sonne. Depression und Melancholie.

54 Die Differenz zwischen »semiotischen« und »symbolischen Zeichen« im Sinne der Unterscheidung von ausdrucksstarken Zeichen versus arbiträren bzw. konventionellen Zeichen führte Kristeva ein, in: dies. (1974): Die Revolution der poetischen Sprache. Übersetzung und Einleitung: Reinold Werner. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1978.

der auch als *weiblich* aufgefasst werden könnte, soll darauf folgend im *Abschnitt 2.4* anhand von *Bracha L. Ettingers* Konzepten eines ersten, mütterlichen Anderen im Sinne von »m/other« sowie eines entsprechenden »*matrixial borderspace*« (2006)⁵⁵ thematisiert werden.⁵⁶ Wie schon zuvor angekündigt, geht es Ettinger hierbei vor allem um eine *Erweiterung des zweiwertigen Symbolischen*, das sowohl die reale Symbiose zwischen der schwangeren Frau und dem Embryo als auch nach der Geburt die psychische Anbindung des Säuglings an die Mutter bis hin zum Infans an der Schwelle zum Spracherwerb umfasst. Die Besonderheit dieses frühkindlichen Erfahrungsraumes besteht nach Ettinger darin, dass es darin noch keine strikte Grenzziehung zwischen Ich und Anderem im Sinne der Differenz von Subjekt und Objekt gibt, wodurch diesem auch noch nicht eine zweiwertige Logik von sich ausschließender An- oder Abwesenheit zugeordnet werden kann; da Letztere nach Ettinger aber auch die gegensätzliche Semantik von Männlichkeit und Weiblichkeit, die in der traditionellen patriarchalen Sichtweise durch ein Plus-Minus-Verhältnis in Bezug auf Logos und Phallus repräsentiert seien, kennzeichnet, komme jenem *Raum* in unserer Kultur zudem die Funktion zu, den »Anderen« zu repräsentieren; so gesehen, kann Ettingers Konzept eines *matrixial borderspace* als eine Kritik am traditionellen bzw. patriarchalen Denken der Geschlechterordnung betrachtet werden.

Aber auch wenn Ettinger zu Recht darauf hinweist, dass die besondere Verfasstheit des Präsubjekts und dessen verinnerlichende Beziehung zur Mutter, die für sein irdisches und symbolisches Ankommen eine pro/kreative Funktion ausübt, vom traditionellen abendländischen Denken der Geschlechterdifferenz nicht genügend bedacht wurde, soll dennoch ihr Anspruch, den *matrixialen Raum* verallgemeinernd als einen *weiblichen* zu begreifen, mit Freuds Begriff der »Eltern der frühen Vorzeit« (aus »Das Ich und das Es«, 1923) relativiert werden (vgl. *Abschnitt 2.5*). Denn das Attribut »weiblich« trifft – wie hier schon bemerkt – zwar zweifelsohne für die Mutter als Frau, nicht aber für das Neugeborene oder das Infans zu, das noch über keine sicheren Kenntnisse der Geschlechterdifferenz verfügen.

Um die besondere und nicht leicht zu begreifende »Vorzeit des Subjekts« als *wichtige Basis* für die Sexuierung noch besser nachvollziehbar machen zu können, soll im anschließenden *Kapitel 3* Lacans strukturelle Bestimmung des *Dings* im *Seminar VII* von 1959–1960 beleuchtet werden.⁵⁷ Denn mittels dieses Konzepts kann man nicht nur die außergewöhnliche Begegnung zwischen Neugeborenem, Infans und dem schon zu sprechen beginnenden Kind und den frühen Anderen noch präziser begreifen, sondern auch begründen, warum diese Begegnung dem Prozess der Vergeschlechtlichung des Subjekts voraussetzend zugrundeliegt – womit nicht zuletzt auch verständlich wird, warum das geschlechtliche Begehren, so wie Kristeva es behauptet, tatsächlich gegen die Gefahren der Melancholie schützen kann.

Hierzu soll Lacans Einführung des Begriffs *Ding* (»*la chose*«) rekonstruiert und in Hinblick auf seine Argumentation sichtbar gemacht werden: So soll im ersten *Abschnitt* Lacans entsprechende *epistemologische Bezugnahme* auf Freuds *Entwurf einer Psychologie*⁵⁸ von

55 Ettinger 2006, *The Matrixial Borderspace*.

56 Ebd.

57 Lacan 1986/1996, *Seminar VII, Die Ethik der Psychoanalyse (1959–1960)*.

58 Vgl. Freud 1999/1950, »Entwurf einer Psychologie« (Manuskript 1895), S. 375–486.

1895 vermittelt werden (vgl. 3.1.1), worin Freud wenn auch nur in knapper, so doch grundlegender Weise vom *Ding* im Sinne des *Nebenmenschens* sowie von dessen libidoökonomischen Auswirkungen auf das Infans spricht. Weiters soll Lacans Begründung des *Dings* im *ethischen Kontext* (vgl. 3.1.2) anhand seiner Auseinandersetzung mit Immanuel Kants ›Maxime eines guten Handelns‹ im Sinne des *kategorischen Imperativs* dargelegt werden,⁵⁹ da nach Lacan (so wie im Prinzip auch schon bei Kant auffindbar) eine ethische Urteilsfindung in der differentiellen Erfahrung von Lust und Unlust wurzelt, die ähnlich wie bei Freud durch die Begegnung des Neugeborenen mit dem *Ding* angelegt wird. Im nächsten Abschnitt (3.1.3) soll das *Ding* sodann in Bezug auf *de Saussures Zeichenbegriff*⁶⁰ bestimmt werden, da es Lacan dem Signifikats-Außerhalb zuordnet. Der *nachfolgende Abschnitt* (3.2) behandelt Lacans Bestimmung des *Dings* im Kontext der *Ästhetik*, was anhand der Schwerpunkte ›*Ding* und Kunst‹ (vgl. 3.2.1) sowie ›*Ding* und Sublimierung‹ (vgl. 3.2.2) besprochen werden soll.

Beide Zugänge – der *ethische* wie auch der *ästhetische* – können als zwei Seiten der Begegnung des Prä/Subjekts mit dem *Ding* aufgefasst werden, mit denen Lacan zugleich die Voraussetzungen für ein strukturelles Verständnis der *Sexuierung* schafft. Denn ab nun braucht die Frage der Vergeschlechtlichung nicht mehr nur auf der inhaltlichen Ebene der ödipalen Identifizierungen des Subjekts gestellt werden (im Sinne von Freuds Frage: ›Wer identifiziert sich mit wem und warum?‹), sondern kann strukturell in Hinblick auf die Loslösung vom *Ding* durch das *Begehren* nach der/m Anderen, das der lustvollen und unlustvollen Begegnung mit dem *Ding* durch Sublimierung abgerungen ist, begriffen werden. Dies soll im *dritten Abschnitt* des Kapitels (3.3) detailliert dargelegt werden, der seinerseits drei thematische Schwerpunkte umfasst: die *Transformation des Dings* (respektive des frühen Anderen) in ein *geschlechtliches Wesen* (vgl. 3.3.1); die *Differenzierung* zwischen einer *ersten* und *zweiten Zeit der Sublimierung*, die für das Verstehen des Prozesses der Sexuierung im Anschluss an Lacan eine entscheidende Rolle spielt (vgl. 3.3.2); sowie damit verbunden die Argumentation für ein *strukturelles Begehren*, das subjektkonstituierende Wirkung besitzt und das Kind nachhaltiger vom ›Mutter-*Ding*‹ lösen kann, als dies vergleichsweise die ödipalen Identifizierungen vermögen (vgl. 3.3.3).

Lacans *Ding*-Begriff geht damit – in Summe betrachtet – über die frühe Begegnung des Kindes mit der Mutter als einem zu erotisierenden *Prä/Objekt* weit hinaus und zielt letztlich allgemein auf die traumatisierend verlaufende Konfrontation des Subjekts mit dem Realen – nicht unähnlich wie Kants *Ding an sich*, das resthaft für jene Dimension des Objekts steht, die vom Subjekt weder wahrgenommen, noch bestimmt werden kann; für den Bereich der Psychoanalyse gelingt es Lacan, mit seiner Theorie des *Dings* vor allem aber auch eine neue Sichtweise auf die *Ankunft des Subjekts* (›*l'avènement du sujet*‹) zu

59 Lacan bezieht sich hierfür auf Konzepte aus: Kant, Immanuel (1788): Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. (= Werkausgabe, Band VII, hg. von Wilhelm Weischedel). Suhrkamp, Frankfurt a.M.; sowie ders. (1790): Kritik der Urteilskraft. (= Werkausgabe, Band X). Hg. von Wilhelm Weischedel. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1974.

60 Vgl. Saussure, Ferdinand de (1916): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Texterstellung und Herausgabe durch: Charles Bally, Albert Sechehaye und Albert Riedinger. Übersetzung: Herman Lommel. 2. Auflage. De Gruyter & Co, Berlin 1967.

entwickeln, die sich durch das Sichtbarmachen der strukturellen Zusammenhänge zwischen Trieb, Sublimierung und Objektfindung schlussendlich – so meine These diesbezüglich schon vorweg – als eine *neue Theorie der Sexuierung* erweist.

Im daran anschließenden *Kapitel 4* steht Lacans *Theorie des Partialobjekts*, das er ab 1961 *Objekt klein a* nennt, im Zentrum der Aufmerksamkeit. Dieses Objekt kann genau an jenem Punkt der Subjektformation verortet werden, der zwischen dem einerseits noch ungetrennten, archaischen *Genießen* mit dem ›Mutterding‹ und andererseits dem *Begehren* nach einem schon ›ganzen‹ bzw. bereits ›geschlechtlich markierten Liebesobjekt‹ liegt, und der diesen Übergang durch die Herausbildung eines *sexuellen Teilobjekts* (wie z. B. der Brust) markiert. Dieses *partiale Objekt* gilt es, somit als notwendige Voraussetzung für die Ver-geschlechtlichung des Kindes aufzufassen. Denn wenn am Ende von Lacans Auseinandersetzung mit dem *Ding* sich eine Frage als dringlich zu klären herausstellte, so ist es jene nach der *Differenz* der beiden unterschiedlichen libidinösen Objekte, die im ersten Fall der *Einverleibung* (bzw. *Introjektion*) im Kontext des *Konflikts der Frustration* und im zweiten Fall der *Begehrensfindung* und *Identifizierung im kastrativen Konflikt* entspricht. Wie das erste Objekt zum zweiten führt und welche verschiedenen, aber auch zusammenhängenden Funktionen ihnen im Prozess der Subjektwerdung zukommen, verdeutlicht Lacan nunmehr im Rahmen seiner *Theorie des Objekts klein a*, dessen Entwicklung er sich vor allem zwischen den Jahren 1962 und 1972 widmete.

Zur Darstellung dieser Theorie soll zu Beginn (vgl. *Abschnitt 4.1*) auf Lacans strukturelle *Einführung* des *Objekts klein a* in den *Seminaren IX* (1961–1962)⁶¹ und *X* (1962–1963)⁶² eingegangen werden, um sodann dessen *vier Erscheinungsweisen* (vgl. *Abschnitt 4.2*) detailliert beschreiben zu können. Hierbei handelt es sich um Körperzonen, -sekrete und/oder Organe, denen gemeinsam ist, im Zentrum des genießenden, körperlichen Verbundenseins des kleinen Kindes mit dem frühen Anderen zu stehen, und die es sich im Sinne einer ersten Erotisierung aneignen sollte; diese heißen: *orales Objekt* (bzw. Mund, Lippen, Zunge, Gebiss, Gaumen und Rachen), *skopisches Objekt* (bzw. Auge/n, Blick, Lider, Brauen

61 Vgl. Lacan, *Identification*, 1961–1962, (Séminaire IX), Édition: Patrick Valas.

62 Ich werde mich hierfür zuerst auf zwei unterschiedliche deutschsprachige Herausgaben des *Seminars X* beziehen: (1.) Lacan, Jacques (2004): *Das Seminar, Buch X. Die Angst*. (1962–1963). Übersetzung: Hans-Dieter Condek, Texterstellung: Jacques-Alain Miller. Turia + Kant, Wien, Berlin 2010; sowie (2.) eine kritische Herausgabe: Lacan, Jacques (1998, 1999): *Seminar X, Die Angst* (1962/1963), 1. und 2. Teil. Texterstellung und Übersetzung: Gerhard Schmitz (zu vereinsinternen Zwecken). Lacan-Archiv-Bregenz. Für die Klärung des Verhältnisses von *Objekt klein a* und Phallus werde ich quellenkritisch zusätzlich folgende Texterstellungen des *Seminars X* einbeziehen: (3.) Lacan, Jacques: 1962–1963: *L'Angoisse* (maschineschriebenes Manuskript zum Seminar X), (veröffentlicht von der École Lacanienne de Psychanalyse), online unter: <http://ecole-lacanienne.net/bibliolacan/stenotypes-version-j-l-et-non-j-l/> (13.06.2020); (4.) Lacan, Jacques (2021): *L'Angoisse. Séminaire 1962–1963*. Texterstellung: Jean-Paul Beaumont. (Nicht-kommerzielle Publikation). Hg. von der Association lacanienne internationale. Paris; (5.) Lacan, Jacques: *L'Angoisse, 1962–1963* (Séminaire X). Édition: Patrick Valas (veröffentlicht am 23.05.2018), online unter: https://www.valas.fr/IMG/pdf/s10_l_angoisse.pdf (13.06.2020); (6.) Lacan, Jacques (o.J.): *The Seminar, Book X, Anxiety* (1962–1963), Texterstellung und Übersetzung: Cormac Gallagher (für den privaten Gebrauch), online unter: https://www.valas.fr/IMG/pdf/THE-SEMINAR-OF-JACQUES-LACAN-X_l_angoisse.pdf (13.06.2020).

und Wimpernkranz), *anales Objekt* (bzw. Kot, Fäzes, Anus und After) sowie *vokales Objekt* (bzw. Stimme, Stimmbänder, Kehle, Ohr, Trommelfell und Ohrmuschel).

Zur Verdeutlichung dieser »vier verschiedenen Gestalten des Objekts klein a« bezieht sich Lacan im *Seminar X* beispielhaft auf bestimmte Darstellungen davon im Bereich der Kunst oder der Liturgie. Dabei betont er allerdings nun weniger das Erleiden des »subjektiven Dramas«, das der Verlust dieses Objekts – wie z.B. die Mutterbrust beim Abstillen des Kindes – auslösen kann, sondern vielmehr den *Gewinn*, den die Bildung dieses Objekts für das Kind beinhaltet. Denn das Kind kann sich in dieser Situation die entsprechende Körperzonen *aneignen* und daraus ein *partiales Objekt des eigenen Genießens* gewinnen, wodurch es die wesentliche Hürde, der Abhängigkeit vom mütterlichen Anderen zu entkommen, überwunden hat. Dementsprechend bezeichnet Lacan diesen Vorgang auch nicht wie seine Vorgänger als eine *Separation* (d.h. eine Trennung vom mütterlichen Anderen), sondern vielmehr als eine *Separation* im Sinne eines Sich-Abteilens am körperlichen Grund dieses Anderen, bei der es sich um eine frühe Form der Kastration handle, da es hier schon um eine erste Akzeptanz von Genießensverlust gehe.

Damit die verschiedenen Momente, die zur Bildung des Objekts klein a beitragen, in ihrer Diversität und in ihrem dynamischen Zusammenspiel erfasst werden können, ist es allerdings notwendig, seine verschiedenen *Eigenschaften* und *Funktionen* sichtbar zu machen: In diesem Sinne erwähnt Lacan (a) die *Schnittfunktion* des Objekts, die dem Infans erstmals ein singuläres Genießen ermöglicht; weiters (b) die *Eigenschaft* dieses Objekts, *weder* ein spiegelbares *Bild*, *noch* ein *Signifikant* zu sein, dennoch aber (c) mit den ausdrucksstarken Zeichen und der konventionellen Sprache verbunden werden zu können (wie z.B. durch *Fort- und Da-Spiele*); sowie (d) seine *Übertragbarkeit* auf Andere, die die *Bildung des Begehrens* des Subjekts *verursacht* und derart auch an den *Verlust* des frühen Anderen im Sinne eines noch ungeteilten, »paradiesischen« Genießens zu »erinnern« vermag, was (e) seinerseits zur Bildung eines »*verlorenen Objekts*« im Unbewussten führt. Aber auch wenn Lacan die Übertragbarkeit des Objekts klein a als seine wichtigste Funktion einschätzt, da sie die Begehrensbildung und den Eintritt des Subjekts in das Symbolische ermöglicht, bleibt dabei dennoch stets auch ein *Rest* dieses Objekts im Subjekt erhalten, der dessen partiales bzw. singuläres Genießen aufrechterhält, sodass Lacan darüber schließlich (f) die *Restfunktion* dieses Objekts definiert. Über diese Funktion kann dann weiters auch das Verhältnis des Objekts klein a zum *Phallus* begrifflich geklärt werden (vgl. 4.3), insofern dieser – anders als das resthaft bleibende, partiale Objekt – als Signifikant der Urverdrängung des Subjekts fungiert und für imaginäre »Ganzheit« steht.

Damit gelingen Lacan zwei bedeutsame *Innovationen*: Zum ersten hat er mit dem *Objekt klein a* das »fehlende Glied« – *the missing link/le chaînon manquant* – jener Subjekttheorien gefunden, die, von der Differenz zwischen Subjekt und Objekt ausgehend, nicht erklären können, wie das Kind zu dieser kategorialen Unterscheidung zuallererst gelangt ist. Denn mit dem *Objekt klein a* kann nunmehr tatsächlich aufgezeigt werden, wie vom *Ding* weg das partiale Objekt gebildet wird, und dieses seinerseits zu einem schon »ganzem«, d.h. ödipal besetzbaren Liebesobjekt hinführen und dabei vor allem auch das Begehren des Subjekts verursachen kann. Zum zweiten gelingt es Lacan, anhand der *Restfunktion* dieses Objekts, die für das Nichterlöschen des partialen Genießens sorgt, die *Resthaftigkeit* des Subjekts auch *funktional* zu bestimmen – was bedeutet, dass der *Akt*, in

dem das Subjekt zur Symbolisierung oder Imaginierung dieses Objekts ansetzt, *niemals restlos* ausfallen wird können.

Um die detaillierte Darlegung von Letztem wird es im *Kapitelabschnitt 4.4* gehen, der den *Transpositionen des Objekts klein a* in das Symbolische und in das Imaginäre bzw. in das gesellschaftliche Feld gewidmet ist: Dafür soll in einem ersten Schritt (4.4.1) auf *Lacans Interpretation* des schon genannten *Fort-und-Da-Spiels* in der Nachfolge zu Freud näher eingegangen werden. Denn mittels Lacans struktureller Auslegung dieses Spiels (vor allem zwischen den Jahren 1956 und 1966) kann aufgezeigt werden, wie das Infans durch die Darstellung des *partialen Objekts* in die Position eines begehrenden Subjekts gelangt. Dabei kann das *partiale Objekt* (Brust) von einem gespaltenen, imaginären Teilobjekt (das Melanie Klein die »gute« und die »böse« Brust nannte)⁶³ in ein und dasselbe symbolische Objekt und schließlich in ein »ganzes« Liebesobjekt, das auch die reale Dimension der Mutter als Person (*Agent*) umfasst, verwandelt werden. Sodann soll in einem zweiten Schritt (4.4.2) ein dem verbundener Effekt dieses Spiels aufgezeigt werden, der darin besteht, dem Kind *Eintritt* in die *symbolische Ordnung* zu gewähren. Dementsprechend soll die Aufmerksamkeit hier zentral auf den Prozess der *Symbolisierung des Objekts klein a* gerichtet sein, wobei darzulegen ist, inwiefern dieser Prozess auf dem In-Szene-Setzen der An- und Abwesenheit des *partialen Objekts* gründet und warum dies ein symbolisches Denken in einem zeichenersetzenden und binär operierenden Sinne ermöglicht.

Darauf aufbauend soll in einem dritten Schritt (4.4.3) die *Transposition des Objekts klein a* auf der *diskursiven Ebene* beleuchtet werden: Dieser misst Lacan ab 1969 einen wesentlichen Stellenwert bei, insofern es hier darum geht, das *Objekt a* in *Mehrgenießen* (»plus-de-jouir«) zu verwandeln. Mit diesem – schon zuvor erwähnten – Begriff bezeichnet Lacan die beim Sprechen erzeugte *Verwandlung des partialen Genießens* in »Sprech-Lust«, in der er die allgemeine Grundlage für jeden Diskurs im gesellschaftlichen Feld erkennt, und in der Folge davon der Menschen als ein *Sprechwesen* (»parlêtre«) aufgefasst werden kann. Diese nur dem Menschen eigene Lust verdeutlicht Lacan im Rahmen seines *Seminars XVII* (1969–1970)⁶⁴ anhand von vier verschiedenen Diskursformationen – dem *Herren-* bzw. *Meisterdiskurs* (»discours du maitre«), dem *Diskurs der Universität* (»discours de l'université«), dem *Diskurs der Hysterie* (»discours de l'hystérique«) und dem *Diskurs des Analytikers* (»discours de l'analyste«). Diese Diskursformationen sind als *intra-* sowie *interpersonell konstituierte Sprechweisen* aufzufassen, wobei ihnen jeweils unterschiedliche Ansprüche auf Begehren, Wissen und/oder Macht korrelieren. Mit dieser Beschreibung der *Transposition des Objekts klein a* auf die diskursive Ebene leistete Lacan nicht nur einen psychoanalytischen Beitrag zur Diskurstheorie, sondern auch zu der damit verbundenen Frage nach dem Verhältnis von Sprechen, gesellschaftlicher Macht und deren Wandel. Dass dies vor allem auch Relevanz für den *Diskurs* über das *Geschlechterverhältnis*

63 Vgl. Klein 2006/1937: »Zur Psychogenese der manisch-depressiven Zustände«, S. 187–224.

64 Ich beziehe mich hierfür auf folgende Veröffentlichungen des *Seminars XVII*: Lacan, Jacques (1991): *Le Séminaire, livre XVII. L'Envers de la Psychanalyse* (1969–1970). Édition: Jacques-Alain Miller. Seuil, Paris; sowie: Lacan, Jacques (2007): *Seminar XVII. Die Kehrseite der Psychoanalyse* (1969–1970). Übersetzung: Gerhard Schmitz (3. Fassung nach Vorlage der Seminarherausgabe durch Jacques-Alain Miller für den vereinsinternen Gebrauch.) Lacan-Archiv Bregenz 2007.

(»rapport sexuel«) im abendländischen Denken besitzt, soll im letzten Abschnitt des Kapitels (4.4.4) gezeigt werden. Denn Lacan siedelt dieses Verhältnis in den *Seminaren XVII* (1969–1970) und *XX* (1972–1973)⁶⁵ explizit auf der Diskursebene und somit nicht auf der Ebene des Realen – mit Einschränkung der damit verbundenen Produktion von *Mehr-genießen* im Sinne diskursiv erzeugter Lust – an. Im Unterschied zum diskursiv erzeugten Geschlechterverhältnis sieht Lacan jedoch das *sexuelle Genießen* (»jouissance«) auf der Ebene des Realen verankert und unterscheidet in der Folge davon *zwei Formen*:

Davon könne (1.) jene Form, deren Schwerpunkt auf dem Bezug zum *Objekt klein a* gründe, im Geschlechterkontext unserer Kultur als »weiblich« bezeichnet werden. Denn dieses *weibliche* oder auch *andere Genießen* (»jouissance féminine«) erlaube es, (2.) das auf sich selbst bezogene *phallische Genießen* – das nach Lacan »männlich« konnotiert und mit dem *Begehren des Herrn* bzw. *Meisters* verknüpft werden kann – zu überschreiten. Hierbei stehen beide Genießensformen im Sinne unbewusster Identifizierungen sowohl Frauen als auch Männern offen. Mit dieser »Feminisierung« des *Objekts klein a* geht Lacan nicht nur weit über Freuds phallische Auffassung der Libido von Frauen hinaus, sondern hat auch noch eine weitere Möglichkeit geschaffen, das *Objekt klein a* mit dem sozialen Feld zu verbinden. Denn mit der Betonung der *Resthaftigkeit* dieses Objekts, die nicht im Gegensätzlichen aufgeht, gelingt es Lacan nicht zuletzt, den traditionellen abendländischen Diskurs über das Geschlechterverhältnis, der auf der Zuordnung der Werte von »Ganzheit« bzw. »Alles« (im Sinne von 1) für Männlichkeit sowie von »Mangel« bzw. »Nichts« (im Sinne von 0) für Weiblichkeit beruht, subvertierend zu innovieren.

Lacans an das *Objekt klein a* geknüpfte Beschreibung eines *weiblichen Genießens* als eine kritische Intervention gegen den traditionellen patriarchalen Diskurs über die Geschlechterordnung wahrzunehmen, scheint mir zudem eine wichtige Voraussetzung zu sein, um die verschiedenen rezeptiven Anknüpfungen daran zu verstehen. Dies betrifft sowohl den Bereich der *Psychoanalyse* wie z.B. die Interpretationen durch Charles Melman⁶⁶ oder Georg Gröller⁶⁷ – um hier nur einige Namen zu nennen – als auch den Bereich der *Subjektphilosophie* wie z.B. durch Alain Badiou⁶⁸ sowie vor allem auch den Bereich der *Geschlechterphilosophie* und *feministischen Philosophie*: Hier ist es mit Luce Irigaray⁶⁹ 1977 nicht nur zu einer ambivalenten und kritischen Anknüpfung an Lacans Konzept des *weiblichen Genießens*, die Lacans phallogozentrische Kritik am patriarchalen Denken der Geschlechterordnung gegen ihn selbst wenden möchte, gekommen, sondern

65 Vgl. Lacan, Jacques (1975): *Das Seminar, Buch XX. Encore (1972–1973)*. Texterstellung: Jacques-Alain Miller, Übersetzung: Norbert und Vreni Haas, Hans-Joachim Metzger. Quadriga, Weinheim, Berlin 1991.

66 Vgl. Melman, Charles (2018): »Féminité«, in: ders.: *Lacan, élève effronté et impitoyable de Freud. Préface de Christiane Lacote-Destribats. Érès, Toulouse 2018*, S. 85–100.

67 Vgl. Gröller, Georg (2013): »Im Ödipus über den Ödipus hinaus – Lacans »Genießen der Frau« und Meister Eckharts »Rückkehr zum Grund«, in: *Die letzten Tage der Klischees. Übertragungen in Psychoanalyse, Kunst und Gesellschaft*. Hg. von Eva Laquière-Waniek und Robert Pfaller. Turia + Kant, Wien, Berlin 2013, S. 129–161.

68 Vgl. Badiou, Alain (2009): *Lob der Liebe. (Ein Gespräch mit Nicolas Truong)*. Passagen Verlag, Wien 2015.

69 Vgl. Irigaray, Luce (1977): »Cosi fan tutti«, in: dies. (1979): *Das Geschlecht, das nicht ein ist. Merve, Berlin*, S. 89–109.

auch zu einer affirmativen Lesart durch z.B. Joan Copjec ab den 1990er-Jahren. Denn Copjec⁷⁰ sieht in Lacans Darlegung des partial fundierten, *weiblichen Genießens* nicht nur eine Alternative zum narzisstisch phallischen Genießen, sondern auch eine Aufwertung der Weiblichkeit in unserer Kultur, da ihrer Sicht nach, das weibliche Genießen als Modell für eine gelungene Subjektwerdung zu betrachten ist.

Diese verschiedenen Anknüpfungen sorgen in der gegenwärtigen philosophischen und psychoanalytischen Geschlechterforschung für lebendige Diskussionen, wie man sie z.B. bei Insa Härtl⁷¹ 2009 oder bei Tove Soiland⁷² 2010 finden kann. Aber auch inhaltlich oder argumentativ ähnliche Konzepte – wie die schon von Kristeva erwähnte Idee eines »sakral« bewerteten, *anderen Genießens* der Frau, das das phallische Genießen übersteigt (1987), oder Ettingers Entwurf einer *matrixialen Zone* (2006), die nicht in den zweiwertigen Relationen (0/1) des traditionellen Denkens des Geschlechterverhältnisses aufgeht – könnten sich an Lacans Thesen zu einem »weiblichen Genießen« von 1969 orientiert haben.⁷³ Was nun den Stellenwert des *Objekts klein a* in Lacans eigenem Werk angeht, so kann vorab schon festgestellt werden, dass er diesem Objekt schlussendlich den Rang des »Objekts der Objekte«⁷⁴ zuspricht. Denn es erlaubt dem Infans, nicht nur aus dem archaisch-fusionellen Genießen mit dem ›Mutterding‹ herauszutreten, um ein *erstes eigenes sexuelles Objekt des Genießens* zu gewinnen, sondern verursacht darüber hinaus das *Begehren* nach dem Anderen als einem geschlechtlichen Liebesobjekt, wodurch ihm eine zentrale Bedeutung für die Bildung und Sexuierung des Subjekts zukommt.

Wie aber fasst Lacan im Verlauf seines weiteren Werks das *Objekt klein a* mit seinen fast antagonistisch wirkenden zwei Seiten auf, einerseits die Symbolisierung und die Sublimierung des Subjekts zu ermöglichen, andererseits aber doch auch dafür zu sorgen, dass das Subjekt resthaft am partialen, und d.h., am eigenen, realen Genießen festhalten kann? Und wie kann diese Doppelfunktion des partialen Objekts in Verbindung mit den Zeichen erklärt werden? Diese zwei Fragen sollen in den *Kapiteln 5* und *6* verfolgt werden, um damit die *Resthaftigkeit* des Subjekts nicht zuletzt auch *epistemologisch* im Verhältnis zu dem Genießen, dem Objekt und der Zeichenbildung (bzw. Versprachlichung) ermessen zu können.

70 Vgl. Copjec, Joan (2002): *Imagine there's no woman. Ethics and Sublimation*. MIT Press, Cambridge/M., London; sowie: dies. (2014): »The Inheritance of Potentiality. An Interview with Joan Copjec«, o. S., (veröffentlicht am 15.12.2014) in: E-rea [En ligne], online unter: <http://journals.openedition.org/erea/4102>; DOI: <https://doi.org/10.4000/erea.4102> (05.02.2020).

71 Vgl. Härtl, Insa (2009): *Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht*. transcript, Bielefeld.

72 Vgl. Soiland, Tove (2010): *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten*. Turia + Kant, Wien.

73 Ettinger, die 1994 anmerkte, dass Lacans insbesondere spätere Schriften für ihre Thesen einen relevanten Bezugspunkt darstellen, bezieht sich in diesem Sinne u.a. auf sein Konzept eines »weiblichen Genießens« aus dem *Seminar XX, Encore (1972–1973)*; vgl. dies. 1994, »The Matrixial Gaze«, S. 56.

74 Vgl. Lacan 2010/2004, *Seminar X, Die Angst (1962–1963)*, Texterstellung: J.-A. Miller, S. 269.

Hierfür wird Lacans *Bestimmungen des Objekts klein a* in den 1970er-Jahren, die er in jener Zeit durch eine Auseinandersetzung mit Charles Sanders Peirces *Phaneroskopie* und der darin enthaltenen *Semiotik* und *universalen Kategorienlehre* entwickeln konnte, untersucht werden. Denn im Rahmen dieser Peirce-Adaption gelang es ihm, das Verhältnis zwischen *unbewusstem Ding*, *Objekt klein a* und den *Zeichen* in Hinblick auf die Bewusstwerdung des Subjekts neu zu bestimmen – und zwar im Sinne eines *interpretativen Prozesses*, der, strukturell bedingt, resthaft bleiben muss. Da damit auch eine neue Sichtweise Lacans auf die Begegnung des Subjekts mit dem *Realen* einhergeht, sollten die mit Peirce gewonnenen Einsichten auch Einfluss auf sein Verständnis der *drei Register*, des *Realen*, des *Symbolischen* und des *Imaginären*, nehmen, was sich ab 1971 u.a. in einer neuen *topologischen Darstellungsform* dieser *drei Ordnungen*, die als *Borromäischer Knoten* (»nœud borroméen«) bekannt wurde, ausdrückte.

Lacans Auseinandersetzung mit semiotischen oder semiologischen Themenstellungen wird häufig mit der konventionellen Sprachtheorie Ferdinand de Saussures in Verbindung gebracht, die Lacan schon vor 1953 für sein Konzept des Unbewussten zu adaptierten begann und über die er maßgeblich seinen Begriff des *Signifikanten* sowie auch jenen des *Symbolischen* gewinnen konnte.⁷⁵ Dass Lacan jedoch in den 1970er-Jahren über Saussure hinaus seine eigene Zeichenauffassung sowie auch sein Konzept der *drei Register* (bzw. der *drei Ordnungen*), insbesondere was das *Reale* anbelangt, noch wesentlich weiterentwickeln konnte, wofür seine damalige Beschäftigung mit Peirce eine wichtige Rolle spielte, wurde vergleichsweise nur wenig rezipiert. Dieser Umstand könnte mit den über einen längeren Zeitraum nicht leicht zugänglichen Unterlagen zur entsprechenden Auseinandersetzung Lacan-Peirce zu tun haben, da die vom Rechtsinhaber der Werke Lacans autorisierten Veröffentlichungen seiner Seminare, Vorträge oder Schriften nach dem Tod Lacans im Jahr 1981 nur langsam erfolgen und bis heute nicht vollständig erschienen sind, wovon besonders sein Spätwerk betroffen ist. Mittlerweile sind jedoch alle Seminare sowie viele Vorträge und Artikel Lacans in französischer Sprache in nicht-kommerziellen Editionen zu Forschungszwecken veröffentlicht worden, die teilweise auch in deutscher Übersetzung vorliegen, sodass einer Beschäftigung mit Lacans semiotischer/semiologischer Peirce-Adaption gegenwärtig nichts mehr im Wege steht.

In diesem Sinne soll das *Kapitel 5* der Frage gewidmet sein, wie Lacan Peirces *Phaneroskopie* und das darin inkludierte *ternäre Zeichenmodell* mitsamt der Idee eines *unabschließbaren Interpretationsprozesses* für die Psychoanalyse fruchtbar macht, und wie es ihm dadurch gelingt, die Resthaftigkeit des *Objekts klein a* in Verbindung mit der Bewusstwerdung des Subjekts aus epistemologischer Perspektive noch präziser zu erfassen: Wel-

75 Vgl. Lacan, Jacques (2005): »Das Symbolische, das Imaginäre und das Reale« (Vortrag 1953), in: ders.: *Name-des-Vaters*. Texterstellung: Jacques-Alain Miller, Übersetzung: Hans-Dieter Gondek. Turia + Kant, Wien, Berlin 2006, S. 13–61.

che Argumentation hat Lacan dafür im *Seminar XIX, Ou Pire. Le Savoir du Psychanalyste*⁷⁶ (1971–1972) entwickelt und was sind die Ergebnisse davon?

Hierfür sollen zuerst einleitend (5.1) wichtige epistemologische Voraussetzungen und werkgeschichtliche Aspekte von Lacans Peirce-Adaption in diesem Seminar besprochen werden, zu denen die Vermittlung von Peirces Lehre der *Phaneroskopie* zählt. Aber auch Lacans eigene erkenntnistheoretische Konzepte zu den *drei Ordnungen* – das *Reale*, das *Symbolische* und das *Imaginäre* – sollen dafür überblickshaft in Erinnerung gebracht werden. Lacans *drei Ordnungen* sind nämlich als sein grundlegendes erkenntnistheoretisches Modell, die Subjektkonstitution in Bezug auf das Unbewusste zu denken, aufzufassen, was hier anhand von ausgewählten topologischen Darstellungen (*Schema L*, *Schema R* und der *Borromäische Knoten*), die Lacan von den 1950er- bis zu den 1970er-Jahren entwarf, aufgezeigt wird.

Im *Abschnitt 5.1.1* soll sodann Roman Jakobsons Einfluss auf Lacans Subjekt- und Zeichenverständnis erwogen werden, da einiges dafür spricht, dass Lacan seinen Weg zu Peirces Werk nicht unwesentlich über dessen linguistische Schriften finden konnte. Im Anschluss dazu (vgl. 5.1.2–5.1.4) wird Peirces *Phaneroskopie* und *universale Kategorienlehre* mitsamt ihren Begriffen der *Erstheit*, *Zweitheit* und *Drittheit* in wichtigen Punkten vorgestellt werden,⁷⁷ wobei auch Nähe und Differenz zu Hegel und Freud in Bezug auf das Denken des Un/Bewussten besprochen werden soll. Denn Peirces *universale Kategorien* können vor allem auch als eine *Kritik an Hegels* Auffassung des Bewusstseins im Sinne einer »reinen Dialektik«, d.h. einer *restlosen Synthesenbildung* aufgefasst werden – eine Kritik, die die Psychoanalyse Freuds und Lacans mit ihren Thesen zum unbewussten bzw. resthaften Subjekt teilt. Der Abschnitt zu den »Voraussetzungen« wird mit dem *Abschnitt 5.1.5* abgerundet, insofern hier ein historischer Überblick über Lacans namentliche Nennungen von Peirce von 1959 bis 1971 – jenen Zeitpunkt, wo das *Seminar XIX* stattfand – in knapper Form gegeben wird.

Von hier aus wende ich mich (vgl. 5.2) der Auseinandersetzung mit Peirces *Phaneroskopie* in Lacans *Seminar XIX, Ou Pire* (1971–1972) zu. Diese nimmt ihren Ausgang mit einem Gastvortrag des Sprachphilosophen *François Recanati* am 14. Juni 1972, der einge-

76 Ich werde mich hierzu beziehen auf: Lacan, Jacques: *Ou Pire. Le Savoir du Psychanalyste* (1971–1972) (Séminaire XIX). Édition: Patrick Valas (Veröffentlichung 2015), online unter: https://www.valas.fr/IMG/pdf/s19.ou_pire.pdf (19.09.2019). (Entsprechende Übersetzungen ins Deutsche erfolgen durch mich, der Hinweis dazu wird in Klammern ergänzt.) Für einen Vergleich werde ich heranziehen: Lacan, Jacques (2011): *Le Séminaire, Livre XIX, ... ou pire* (1971–1972). Texterstellung: Jacques-Alain Miller. Seuil, Paris; sowie eine englischsprachige Veröffentlichung des Seminars: Lacan, Jacques (o.J.): *The Seminar, Book XIX, 1971–1972*. Texterstellung (auf Grundlage von vereinigten französischen Manuskripten für den privaten Gebrauch) und Übersetzung: Cormac Gallagher, hg. von Lacan in Ireland. Zudem werde ich mich auf die deutsche Übersetzung der ersten drei Sitzungen dieses Seminars stützen in: Lacan, Jacques (2011): *Ich spreche zu den Wänden. Gespräche aus der Kapelle von Saint-Anne*. Texterstellung: Jacques-Alain Miller, Übersetzung: Hans-Dieter Gondek. Turia + Kant, Wien, Berlin 2013. Eine deutsche Übersetzung des Seminars XIX steht ab der 4. Sitzung durch Rolf Nemitz seit 15.08.2021 zu Verfügung: Lacan, Jacques: *Seminar XIX, ... oder schlimmer* (1971–1972); online unter: <https://lacan-entziffern.de/category/oder-schlimmer/> (15.09.2022).

77 Ich werde mich hierfür vor allem stützen auf: Peirce, Charles S. (1993): *Phänomen und Logik der Zeichen*. Übersetzung und Herausgabe: Helmut Pape (Manuskript 1903: Syllabus of Certain Topics of Logic). Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2. Auflage.

laden wurde, in Peirces Lehre einzuführen und dessen dreiseitiges Zeichenmodell (*Repräsentamen*, *Interpretant* und *Objekt*) zu vermitteln, was höhepunktartig zur Darlegung des unabschließbaren Interpretationsprozesses nach Peirce führt (vgl. 5.2.1-5.2.3). Dieser Vortrag gipfelte abschließend in Recanatis These, dass sich Peirces Zeichenmodell und der von Lacan im selben *Seminar* erstmals erwähnte *Borromäische Knoten* entsprechen, da beide eine unverzichtbare Dreierstruktur enthalten. Damit aber wurde meines Wissens nach erstmals auch die Möglichkeit eines Vergleichs von Lacans *drei Ordnungen* (*Reales*, *Symbolisches*, *Imaginäres*) mit Peirces *universalen Kategorien* (*Erstheit*, *Zweitheit* und *Drittheit*) öffentlich bekundet.

Auf diesem Vortrag aufbauend, nimmt Lacan in der folgenden Seminarsitzung seine eigene Adaption von Peirces ternärem Zeichenmodell für den Bereich der Psychoanalyse vor (vgl. 5.3). Dabei setzt er an die Stelle von Peirces *Objekt* das vergessene oder verdrängte Objekt (bzw. das *Ding*), das hier somit als ein Bestandteil des Unbewussten steht; an die Stelle von Peirces *Repräsentamen* setzt er das *Objekt klein a*, das es durch Sektion (d.h. durch Aufteilung in einzelne Abschnitte) in Anzeichen (bzw. erste Zeichen) zu verwandeln gilt; ferner an die Stelle des *Interpretanten* – der bei Peirce den Interpretationsprozess des *Objekts* durch die Vermittlung des *Repräsentamens* anleitet – setzt Lacan den Vorgang der Bedeutungssuche. Dieser kann über den Akt des Verkettens des verdrängten *Objekts* (*Dings*) mit den Zeichen initiiert werden, insofern das *Objekt klein a* als vermittelnde Instanz zur Aufteilung in einzelne Abschnitte anregt, die sodann zu Zeichenfolgen führen, die als solche deutbar werden. Durch diese Verwandlung des *Objekts klein a* in eine interpretierbare Folge von Zeichen kann das Subjekt nach Lacan schließlich zur Bewusstwerdung über das verdrängte bzw. vergessene Objekt (*»Ding«*) gelangen. Dieser Deutungsprozess bleibt allerdings stets unvollständig, da das verdrängte Objekt (*»Ding«*) nicht gänzlich durch das Verbinden mit dem *Objekt klein a* und dessen Verknüpfung mit den Zeichen »ausgedeutet« werden kann. Der verbleibende Rest ermöglicht es dem Subjekt allerdings, wieder eine neue Interpretation des *Objekts* vorzunehmen und hält damit die Zeichengenerierung im Sinne der Bewusstwerdung von Unbewusstem in Gang.

Diese psychoanalytisch-semiotische Bestimmung Lacans soll im nachfolgenden *Kapitel 6* sodann noch für eine *epistemologische Reflexion* genützt werden, in deren Zentrum die *topologische Verortung* des Subjekts und seines resthaften *Objekts klein a* steht. Begonnen wird hierfür mit der Frage, ob sich Lacans Peirce-Adaption noch in weiteren bzw. damit zusammenhängenden Konzepten oder veränderten Sichtweisen zwischen 1971 und 1975 niederschlägt. Tatsächlich führte Lacan nämlich in diesem Zeitraum *zwei neue Begriffe* ein, die diesbezüglich aufschlussreich sind:⁷⁸

Dementsprechend wird im *Abschnitt 6.1* Lacans Begriffsschöpfung »*Lalangue*« präsenziert, die man als seine korrektive Ergänzung zu Saussures Konzept der *Sprache* (*»la*

78 Ich möchte mich hierzu besonders auf Lacans Vortrag »Die Dritte« vom 01.11.1974 in Rom beziehen, worin Lacan die Ergebnisse aus dem *Seminars XIX, Ou Pire* (1971–1972) aufbereitete und einen Überblick über seine neue Sichtweise auf das Subjekt des Unbewussten gibt. Vgl. Lacan, Jacques: »Die Dritte« (Vortrag 1974), Transkription: Patrick Valas, zweisprachige Übersetzung: Rolf Nemitz, o. S. (veröffentlicht am 06.10.2016), online unter: <https://lacan-entziffern.de/reales/jacques-lacan-die-dritte-uebersetzung/> (12.06.2020).

langue«) – die als ein arbiträres und konventionelles Zeichensystem definiert ist – verstehen kann, und mit der Lacan die bislang nicht als wesentlich erachteten, *ikonischen* bzw. *lautmalerischen Aspekte* der Sprache nunmehr als *grundlegend* für den signifikativen Aufbau des Unbewussten erklärt.

Im *Abschnitt 6.2* wird eine weitere Begriffsinnovation Lacans – »*la lettre a*« (der Buchstabe *a*) – besprochen, die gleichfalls in diesen Zeitraum fällt. Dieser Begriff knüpft an die reale *Resthaftigkeit* des *Objekts klein a* im Sinne einer vom *Ding* abgeleiteten Präsenz an, die durch Grenzziehung zu einem eigenen singulären Genießen des Subjekts führt. Letztes ist durch die Suche nach einer geeigneten Zeichenfindung immer wieder auf das Neue zu bewerkstelligen – und zwar im Sinne des Erzeugens einer real zu verstehenden, *ersten Inschrift* (»écriture«), durch die das *Objekt klein a* mit einer *anzeigenden* (d.h. *indexikalischen*) Funktion ausgestattet wird und derart sodann mit den Zeichen der Sprache (Signifikant/Signifikat) verbunden werden kann. Dass dieser Vorgang besondere Relevanz für die Bewusstwerdung des *Symptoms* besitzt und darüber hinaus auch eine Unterscheidung von verschiedenen Dimensionen des Unbewussten (sowie auch der Kastration) notwendig macht, soll im *Abschnitt 6.3* (sowie zusammenfassend auch unter 6.7) besprochen werden.

Diese zwei neuen Begriffe werden von Lacan zeitgleich durch den hier schon erwähnten *Borromäischen Knoten* ergänzt, um das Subjekt epistemologisch noch stringenter zu begründen: Die drei *Borromäischen Ringe* symbolisieren dabei die Identifizierungen des Subjekts mit *realen*, *symbolischen* und *imaginären Aspekten* des *Anderen*, die in verknüpfter Form den psychischen Zusammenhalt (»consistance«) des Subjekts darstellen. Dabei schreibt Lacan in das von den drei Ringen sich überlappende Zentrum das *Objekt klein a* als das *Herzstück* des unbewussten Subjekts ein,⁷⁹ wobei es einerseits den *Rest* der Subjektconstitution bildet, insofern es aus der realen Begegnung mit dem *Ding* (bzw. den *frühen Anderen*) hervorgeht und zum singulären Genießen des Subjekts führt; andererseits fungiert es aber auch als die *Quelle* der Subjektformation, weil es stets zu neuer Übersetzung ins Symbolische und Imaginäre anregt und somit die Übertragung und die Sublimierung des Subjekts lebendig erhält (vgl. 6.5). Durch die neue diagrammatische Darstellung des *Borromäischen Rings* kann Lacan nun *anschaulich* machen, dass das Subjekt sich zentral über die dreifache Strukturierung des partialen Objekts – des »Objekts der Objekte« – konstituiert und nicht etwa über ein Geschlechterverhältnis,⁸⁰ das Frauen

79 Vgl. Lacan, Jacques (o.J.): R. S. I., Seminar XXII (1974–1975). Deutsche Übersetzung: Max Kleiner nach einer ersten Transkription durch Jacques-Alain Miller. (= Arbeitsmaterialien 2, hg. von Lacan-Archiv Bregenz). Ich werde hierzu weiters die Ausgabe des Seminars der A. L. I. heranziehen: Lacan, Jacques (2002): R. S. I., Séminaire 1974–1975. Textherstellung: Henri Cresbon-Lavau. Hg. von der Association lacanienne internationale (ehemals Association freudienne internationale), erstellt zu vereinsinternen Zwecken, Paris.

80 Elisabeth de Franceschi hebt dies in ihrer Analyse des *Borromäischen Knotens* ausdrücklich hervor; vgl. dies. (2004): »Prélude et fugue en R. S. I. majeur: Le séminaire XXII (1974–1975)«, in: Association d'études de Freud et de Lacan (A. E. F. L.) et Association lacanienne internationale (A. L. I.): Séminaire de Psychanalyse, Année 2003–2004: Le phénomène lacanien. Quelle transmission pour la Psychanalyse aujourd'hui? Séminaire XXII, R. S. I. Hg. von der Ecole de Nice et Faculté des Lettres, Arts et Sciences humaines de l'Université de Nice, S. 5–44, hier: S. 23f.; online unter: https://gnipl.fr/pdf_actes_sem9/Le%20phénomène%20lacanien%202003-2004.pdf (02.11.2020).

und Männern ein je spezifisches Objekt des Begehrens vorgeben würde. Kurz: Mit jenem konzeptuellen ›Triumvirat‹ – *Lalangue*, *Lettre a* und *Knoten* – konnte Lacan somit noch in seinem letzten Lebensjahrzehnt einen neuen argumentativen Zugang zum *Realen* finden, durch den seine Auffassung von der Subjektbildung aus erkenntnistheoretischer Perspektive noch präziser nachvollziehbar wird.

Den Abschluss von *Kapitel 6* soll sodann ein Vergleich zwischen Lacans *drei Registern* mit Peirces *universalen Kategorien* (vgl. 6.6) bilden, der – unter Einbezug der Lacan-Peirce-Rezeption – dazu beitragen soll, die jeweiligen inhaltlichen und formalen Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Denkern (vgl. 6.6.1-6.6.3) sichtbarzumachen. Dies wird dazu genutzt, um in der Folge davon Lacans *eigene Auslegung* von Peirces Kategorie der *Erstheit* darlegen zu können. Denn damit einhergehend, nimmt Lacan 1975 eine eigene *psychoanalytisch-semiotische Definition des Prozesses der Zeichengenerierung* vor (vgl. 6.7), mittels der er nunmehr explizit das *Objekt klein a* mit den Signifikanten und den Signifikaten der Sprache verbindet. Mit dieser Bestimmung klärt Lacan schlussendlich die in seinem Werk lange offen gebliebene Frage der *Referenz der Zeichen* für den Bereich der Psychoanalyse, womit er – ähnlich wie Peirce – nicht nur den Zeichenprozess analysierend beschreibt, sondern darüber zugleich auch das Subjekt in seinem steten Werden bzw. ›Ankommen‹ kennzeichnet.

Auf Grund dieser im *Kapitel 6* aufzuzeigenden späteren Weiterentwicklung des *Objekts klein a* zwischen 1971 und 1975 kann somit auch in *definitiver Hinsicht* noch besser verständlich werden, dass es sich beim *Rest* letztlich um die *Quelle* der Subjektformation handelt, womit sich zugleich der argumentative Bogen der Untersuchung, die ihren Ausgang mit der Frage nach dem obskuren Objekt der Einverleibung bei Butler und Freud im Kontext von Trauer, Melancholie, Diskurs und widerständiger Vergeschlechtlichung des Subjekts genommen hat, schließt.

Den Schluss der Untersuchung bildet *Kapitel 7*, in dem rückblickend erörtert wird, wo und wie die verschiedenen Formen des *Rests* in den hier jeweils besprochenen Überlegungen oder Argumentationen auftauchen und inwiefern er von einer beschreibenden Größe bei Freud u. a. zu einer *analytischen* bei Lacan weiterentwickelt werden konnte. Dabei soll der *Rest* als ein eigener Gegenstand der Reflexion im Sinne einer *notwendigen Kategorie der Subjektconstitution* sichtbar gemacht werden, der unweigerlich mit der Suche nach der *Ursache des Begehrens* einhergeht.